

EDA



inhalt.

intro

INTRO
WORDS WITH HANNA 2.0
EHRE! EHRENPREIS!

chuzpe & politik

SCHLIMMER VERDACHT!
BERLINER ALLTAGSPROBLEME
FRANKREICH KAPITULIERT
LEHRER MIT NACHHOLBEDARF
VOM BAYERISCHEN HOCHMUT
LADY LIBERTY PRESS

soziales

MIRNA FUNK
JÜDIN BERÄT JÜDIN
ALEX WOZ ART

kultur

KUNST ZWISCHEN IHRA UND PACBI
HASS WÄHRT NICHT EWIG
ROSCH HASHANAH
IS A RELIGIOUS JEW PRACTISING ART A PROPAGANDIST BY DEFAULT?
5 YEARS SINCE HALLE
OLAMI
SHABAT SHALOM
LAURA CAZES
SARA KLATT
JÜDISCH-MUSLIMISCHER DIALOG 2024
DER SIEBTE OKTOBER UND SEINE FOLGEN...
JÜDISCH GENUG?

international students

WIR WOLLEN EINE PLATTFORM SEIN
GAST KOMMENTAR – NOODNIK
CHALLAH REZEPT

special & lyrik

NIE WIEDER MAL WIEDER „NIE WIEDER“
KUGELSICHERES GLAS
SEPTEMBER
SEI EIN TEIL VON EDA



JÜDISCHE
STUDIENDENUNION
DEUTSCHLAND

JSUD

NEVATIM
Young Social Entrepreneurship in Germany



הסוכנות היהודית
JEWISH AGENCY
לארץ ישראל
FOR ISRAEL

intro.

Richard Ettinger, Chefredakteur

Mein Vater hielt immer einen kleinen, handlichen Aktenkoffer mit allen wichtigen Dokumenten an einem sicheren Platz über dem Schrank im Schlafzimmer bereit. Noch vor einiger Zeit habe ich leichtfertig geschmunzelt und es als postsowjetische-postshoa Paranoia abgetan. Mittlerweile habe ich das Bedürfnis, diesen alten Koffer mit meinen Unterlagen zu füllen, sicher zu verstauen und selbst den Griff so zu positionieren, um ihn jederzeit mit einer Handbewegung mitnehmen zu können.

Seit dem Erscheinen unseres letzten Magazins sind neun Monate vergangen. Da wäre, um die vergangene Zeit einzurahmen, ein Rückblick angebracht. Doch was habe ich euch Neues zu erzählen? Was wäre erwähnenswert? Veränderungen?

Noch immer sind 101 Geiseln in Gefangenschaft. Noch immer ist ein Krieg im Gange, dessen Ende aussichtslos scheint. Noch immer ist ein immenser Rechtsruck zu spüren. Noch immer wird Antisemitismus an Hochschulen im Mantel der legitimen Israelkritik gekleidet. Noch immer wird die Definition so verstanden, dass man den Großteil der jüdischen Meinungen als nicht richtig einschätzt und Gewalt gegen Juden und Pogrome rechtfertigt. Es hat sich nichts verändert. Es wird nicht besser, nein, es steht mittlerweile schlechter um uns.

Die Allgemeinheit stellt fest, dass wir gerade jetzt safer spaces brauchen. Klar, bereitet uns unsere kleinen Ghettos vor. Erst für die engere Community, dann für die Kunstszene. In allen Tätigkeitsfeldern, in denen wir unerwünscht sind. Wie damals in den Zünften, bei den Burschenschaften, der Politik. Lang hat unser Haskala Moses versucht, uns mit der Mehrheitsgesellschaft zu verheiraten. Hätte er gewusst, dass er, wie sein Namensvetter, eine Teilung der kulturellen Gewässer bei jeder Annäherung verursacht hat, wäre seine Meinung dann eine andere gewesen?

Liebe Leser*innen,

das EDA-Magazin vereint Stimmen, die sonst kein Gehör finden. Die Themen sind so vielfältig wie die beitragenden Autor*innen, denn jeder von uns hat seine individuelle Geschichte zu erzählen. Ob es um Antisemitismus, Islamfeindlichkeit oder die Sorge vor einer rechten Politik geht, haben wir doch eines gemeinsam:

Wir machen uns Gedanken um unsere deutsche Identität.

Die Identität, die man uns nehmen will. Denn auch wenn viele sich nicht als „Deutsche“ in einem überkommenen traditionellen Sinne verstehen, sind wir hier aufgewachsen und haben hier unsere multikulturellen Einflüsse dem Strom des Lebens hinzugefügt. Die Autor*innen dieser Ausgabe machen sich Sorgen um ihr soziales Umfeld, welches häufig das Leben an der Universität umfasst. Denn wer ist man, wenn man den Humanismus verteidigt und trotzdem jeden Tag als Kindermörder bezeichnet wird? Wir haben es geschafft eine Online-Redaktion aufzubauen, die auf aktuelle Themen eingeht. Jetzt laden wir die Leser*innen zu dieser künstlerisch gestalteten Printausgabe ein.



words with hanna

2.0

Hanna Veiler, Präsidentin JSUD

Ich starre auf mein Handy und schaue mir immer wieder dasselbe Video an. Junge Menschen sind darauf zu sehen, die sich in einem Brüsseler Wohnzimmer versammelt haben, um gemeinsam zu tanzen, zu singen und um kurz glücklich zu sein. Im Hintergrund spielt „one day“ von Matisyahu, ein Lied für den Frieden, das einige von ihnen aus voller Kehle mitschreien. Sie stehen im Kreis, lachen und halten sich in den Armen.

Alle auf diesem Video haben in den letzten Monaten kein einfaches, kein normales Studierendenleben gehabt. Alle von ihnen sind jüdische Student Leader aus ganz Europa.

Sie leben ihr Judentum unterschiedlich aus, haben verschiedene kulturelle Bräuche und Hintergründe.

Und doch machen sie alle eine schmerzhaft ähnliche Erfahrung.

Sie alle leben seit über 13 Monaten in einer anderen Welt.

Während ich diesen Text schreibe, sind junge Jüdinnen und Juden aus ganz Europa auf dem Weg nach Frankfurt, um an einem Shabbaton der JSUD und des Verbands Jüdischer Studierender Hessen teilzunehmen. Für ein Wochenende soll es um jüdischen Widerstand und jüdische Resilienz gehen und das in Frankfurt, der Stadt mit der wahrscheinlich spannendsten jüdischen Widerstandsgeschichte Deutschlands.

In den darauffolgenden Tagen wird viel diskutiert. Über Fritz Bauer, die Frankfurter Bühnenbesetzung, den Jüdischen Frauenbund und vor allem darüber, was unsere Geschichte(n) für unser Leben im Hier und Jetzt bedeuten.



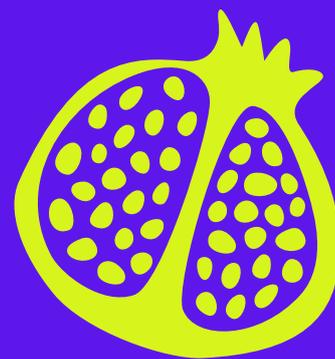
Hanna Veiler

Präsidentin der JSUD,
Gründerin des EDA-Magazins

Resilienz und Widerstand sind dabei eigentlich Begriffe, die ich nicht mehr hören kann. Sie sind Begriffe, die in den letzten Jahren so inflationär verwendet wurden, dass kaum noch jemand weiß, was er oder sie meint, wenn sie sie benutzen. Und vor allem kommen mir beide Begriffe mittlerweile vor wie hilflose Pflaster, die wir auf unsere Wunden kleben.

Dabei ist jüdische Geschichte zweifelsfrei eine Geschichte voller Resilienz und Widerstand, voller kämpfen und weitermachen, fast nach dem Motto: hinfallen, aufstehen, Krone richten. Trotzdem wird sie in den deutschen Medien und der deutschen Erinnerungskultur stets als Geschichte der Unterdrückung und der Passivität erzählt. Den Widerstand und den Überlebenswillen sichtbar zu machen, war schon immer zentraler Bestandteil der politischen Arbeit zahlreicher jüdischer Organisationen. Und doch wünsche ich mir, dass wir uns ab und an erlauben könnten, weniger widerständig sein zu müssen.

Vor einigen Wochen stehe ich vor den Überresten des Bunkers, in dem sich die Held:innen des Warschauer Ghettos organisierten. Ich lese ihre Namen und Geschichten, die viel zu vielen weiterhin unbekannt sind. Und ich wünsche mir dabei, diese jungen Menschen hätten nie zu Held:innen werden müssen. Ich wünsche mir, sie hätten ein Leben in Frieden führen können. Eines, das nicht in den Grabkammern geendet hätte, wie für fast alle von ihnen.



**ALL MY LIFE, I'VE BEEN WAITIN' FOR
I'VE BEEN PRAYIN' FOR, FOR THE PEOPLE
TO SAY
THAT WE DON'T WANNA FIGHT NO MORE
THERE'LL BE NO MORE WARS, AND OUR
CHILDREN WILL PLAY
ONE DAY (ONE DAY), ONE DAY (ONE DAY)
ONE DAY (OH-OH-OH)
ONE DAY (ONE DAY), ONE DAY (ONE DAY)
ONE DAY (OH-OH-OH)**

Von Warschau über Frankfurt nach Brüssel – Widerstand war und bleibt Bestandteil unserer Existenz. Egal, ob in der Diaspora oder Israel. Solange es Antisemitismus gibt, werden wir uns wehren müssen. Doch diese Wehrhaftigkeit findet auf vielen unterschiedlichen Wegen statt. Dann, wenn wir in dunklen Zeiten in einem Brüsseler Wohnzimmer feiern und aus voller Kehle Lieder für den Frieden schreien. Dann, wenn wir uns versammeln, lernen, diskutieren und gemeinsam neue Wege beschreiten. Dann, wenn wir unsere Geschichte(n) kennen und sie selbstbestimmt erzählen. Dann, wenn wir selbstwirksam sind und füreinander einstehen. Und vor allem dann, wenn wir daran glauben, dass es jüdischen Widerstand irgendwann vielleicht nicht mehr braucht. Weil wir endlich in einer Welt leben werden, in der wir uns nicht mehr wehren müssen.



ehre! ehrenpreis!

für jüdisches leben in deutschland.

„Wir haben das Glück, in einer couragierten Community groß geworden zu sein, in der ehrenamtliche Arbeit zum Alltag gehört. Viele von uns setzen sich seit Jahren selbstlos und mit der größten Selbstverständlichkeit für die Verbesserung eines Miteinanders in Deutschland ein. Dass unser Narrativ von einem jungen pluralistischen und vor allem deutschen Judentum Anerkennung in Form dieses Preises erfährt, ist ein Nachweis dafür, wie wichtig unsere Stimme und wie bedeutsam die Aufgabe der Jüdischen Studierendenunion Deutschland ist. Wir werden das Preisgeld für die Produktion weiterer Ausgaben nutzen.“ - Richard Ettinger (Chefredakteur von EDA, anlässlich der Verleihung des Ehrenamtspreises für jüdisches Leben in Deutschland)





WARNING

TRIGGERWARNUNG! TEXTE KÖNNEN SPUREN VON SATIRE UND CHUZPE ENTHALTEN. BEI RISIKEN UND NEBENWIRKUNGEN ERLERNEN SIE HUMOR ODER FRAGEN SIE IHREN JÜDISCHEN ARZT ODER APOTHEKER.
LUST ZU SCHREIBEN? DANN BEWIRB DICH JETZT BEI NOAM@JSUD.DE.

chuzpe & politik



me when solidarity is finally about humanity for everyone, not just for the select few who call themselves freedom fighters

Meme, 2024, Anne Biegler

schlimmer verdacht!

war hitler kein antisemit?



Noam Petri studiert Medizin, ist Vizepräsident der Jüdischen Studierendenunion Deutschland und Leiter vom Ressort Chuzpe & Poltik

Wussten Sie, dass Hitler kein Antisemit war? Er auch nicht. Doch laut der *Nation of Islam* wurde er fälschlicherweise als Antisemit bezeichnet. Was für eine Anschuldigung! Hitler war kein Antisemit? Manche behaupten sogar, dass er Zionist gewesen sein soll. Ein Affront! Wenn er begraben worden wäre, würde er sich im Grab umdrehen.

Wo bleibt der Aufschrei der Neonazis?

Das Paradoxon des Antisemitismus von heute ist, dass seine Anhänger immer lauter und aggressiver werden, aber nicht als Antisemiten bezeichnet werden wollen. Früher war man stolzer Antisemit. Heute weist man den Vorwurf zurück und diskutiert über die Definition des Antisemitismus.

Vor etwa einem Jahrzehnt schlug der ehemalige Linkspolitiker Diether Dehm eine spannende Antisemitismus-Definition vor:

„Antisemitismus ist Massenmord und muss dem Massenmord vorbehalten bleiben! Er darf nicht inflationiert werden und nicht für alles und jedes verwendet werden.“

„Mist“, denkt sich die *Nation of Islam*. „Nach der Definition war Hitler also doch Antisemit.“

„Ob dann nach dieser Definition ‚Kauft nicht bei Juden‘ nur arischer Verbraucherschutz und alles unter Massenmord nur eine Ordnungswidrigkeit oder ‚Israelkritik‘ wäre?“, frage ich mich.

„Einspruch!“, rufen Hamas-Sympathisanten im Westen. „Das Hamas-Massaker war kein Antisemitismus. Es war legitim, aber ist gleichzeitig eine Lüge, weil Israel die Menschen umgebracht hat.“

Die Dehm'sche Definition konnte sich bekanntermaßen nie durchsetzen. Das lag unter anderem am fehlenden Rückhalt in Teilen der Intelligentsia. Hier punktet die Definition der Jerusalem Declaration on Antisemitism, die als Gegenentwurf zur IHRA-Definition von Aktivisten, Wissenschaftlern, Intellektuellen, Journalisten und Politikern gepriesen wird.

Aus Sicht einiger JDA-Befürworter ist diese besser, weil die IHRA-Definition angeblich jegliche Kritik an Israel als antisemitisch einstuft. Über die falschen Anschuldigungen gegenüber der IHRA und die Gründe, wieso die JDA keine gute Definition ist, wurde genügend publiziert. Ich habe daher nur eine Frage an JDA-Befürworter:

Wie schlecht muss die JDA-Definition sein, wenn Hamas-Sympathisanten, wie zum Beispiel an deutschen Universitäten, diese befürworten?

An die IHRA-Befürworter habe ich eine Bitte: Lasst uns nicht naiv sein. Durch die JDA-Definition soll israelbezogener Antisemitismus definitionsgemäß salonfähig gemacht werden. Und wenn, wie in einem Gastbeitrag in der FAZ vorgeschlagen wird, die IHRA und die JDA als Grundlage dienen sollen, wird im Einzelfall die JDA angewandt.

Ist dieser Schritt erst einmal vollzogen worden, wird es nicht mehr „Ist das schon Antisemitismus?“ heißen, sondern „Es ist definitionsgemäß kein Antisemitismus“. Unser Kampf gegen Juden Hass wäre dann nicht zu Ende. Doch er hätte einen großen Schritt rückwärts gemacht.

Noam Petri

berliner altagsprobleme.



Enno Speer 21,
in Speyer (Rheinland-Pfalz) geboren,
von 2010-2019 in Österreich gelebt,
2019-2022: Berlin aufs Gymnasium Tiergarten
gegangen, seit 2023 BWL-Student an der FU

Als Student der FU, der den gesamten Antisemitismus in den letzten Monaten an der Uni live miterlebt hat, werde ich immer wieder gefragt: „Woher kommen denn auf einmal all diese antisemitischen Studenten?“ Mit Berliner Bildungsinstitutionen hatte ich wenig Glück, was Antisemitismus angeht, aber ich kann wenigstens diese Frage beantworten.

Nachdem sich schon meine Uni besonders bemüht hat, den Titel „antisemitischste Hochschule“ zu halten, fing auf einmal auch meine frühere Schule an, in den Schlagzeilen zu stehen: das Gymnasium Tiergarten (B-Mitte). Hat es mich gewundert, dass es ausgerechnet dieses Gymnasium war, an dem der Großteil des Abiturjahrgangs aus der Abiverleihung eine süße, kleine Judenhasser-Party machen wollte und in den Sommerferien „Unbekannte“ den Serverraum der Schule abfackelten und einen Schaden von 250.000 € verursachten?

Ne! Das Tiergartengymnasium und viele andere Schulen haben das Problem Antisemitismus zu oft vertuscht, dabei steht es seit Jahren auf der Tagesordnung. 2019 äußerte ein ehemaliger Mitschüler, dass sein größter Wunsch sei, Israel durch Bomben zerstört zu sehen. Die Klasse lachte; Widerspruch wurde von der Lehrerin abgetan, „es sei ja nur Spaß“. Was aus diesem „Comedian“ später wurde, war dann nicht mehr so witzig: Aram A. zertrümmerte 2021 einem Juden in Hamburg die Augenhöhle und steht unter dem Verdacht, eine junge Frau vergewaltigt zu haben. War das auch nur Spaß oder sollte man Islamisten und Antisemiten vielleicht mal zuhören und ihnen ihren Hass glauben?

Doch damit ist es (leider) noch lange nicht genug. 2021, Beschluss Israels durch die Hamas, mein Politikkurs feiert es. Mancher mit arabischem Migrationshintergrund machte auch hier nicht Halt davor, das Unwort 2023/24 zu nutzen:

„Freiheitskämpfer“.

Begriffe wie „Apartheid, Zionismus und Landraub“ fanden sich ebenfalls in den Argumentationen wieder. Endlich Grund genug, dass ein Lehrer mal was sagen würde? Nö, das Rückgrat wurde an der Garderobe abgegeben. Mein Widerspruch wurde mir mit Drohungen, Ausschluss aus der WhatsApp-Jahrgangsguppe und endlosen Beleidigungen gedankt.

Die gleichen Argumentationsmuster, die Hamas-Cheerleader heute auch nutzen. 2022 gab es dann nochmal abschließend WhatsApp-Sticker von ein paar „Goldstücken“, die die Shoa und Vergasung richtig lustig fanden. Reaktion der Schulleitung? Eines der berühmten „ernsten Gespräche“.

Nix passiert, aber man kann dann wieder das Schild „Schule ohne Rassismus, mit Courage“ streicheln.

Wenig Courage zeigte die Schule auch 2020: Da sollte es nach der Ermordung von Samuel Paty durch einen islamistischen Schüler eine Schweigeminute geben. Viele muslimische Mitschüler weigerten sich, sie würden keinen „Ehrenlosen“ ehren, der Mohammed-Karikaturen zeigt. Dazu nix sagen? Dann kannst du auch gleich Bin Ladens „Brief an Amerika“ in Philosophie analysieren. Wenn man antisemitische, antidemokratische Schüler nicht stoppt, dann muss man sich auch nicht über antisemitische Studenten wundern! Ich bin mal gespannt, wie lange es bis zur Realisation des Problems und dann zu einer Lösungsstrategie noch dauert. Kleiner Tipp, damit das schneller geht: dem JSUD und anderen jüdischen Organisationen mal wirklich zuhören. ;)

frankreich kapituliert.

Ariel-Salomon Gutman

Wie Empathielosigkeit und die Angst vor der islamistischen Szene Frankreich in den Abgrund treiben.

Vor sieben Jahren verbrachte ich vier Monate im Rahmen eines EU-geförderten Schüleraustausches in Paris. Es war das Jahr der Ermordung von Sarah Halimi, die durch einen Islamisten misshandelt und anschließend aus dem Fenster geworfen wurde. Lediglich eintausend Personen folgten eine Woche später dem französischen Dachverband jüdischer Organisationen Crif und zeigten ihr Mitgefühl auf einer Kundgebung.

Doch wie kam es dazu?

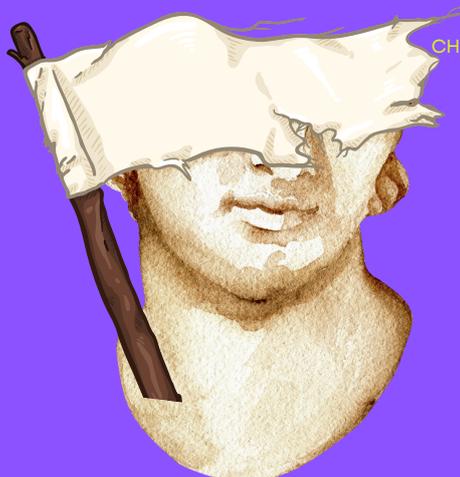
Warum blieben Empathie und die richtigen Schlussfolgerungen aus?

Die Antwort erscheint einfacher als gedacht: Es ist und war die Kapitulation Frankreichs vor radikalen Islamisten. Dabei schien nach dem 7. Oktober alles in die richtige Richtung zu weisen. Präsident Macron besuchte noch im Oktober Jerusalem und bot Unterstützung an.

Mitte November, dann die radikale Kehrtwende. Anstatt den jüdischen Staat in seinem Kampf gegen Islamismus zu unterstützen, sprach er nun von der Bombardierung von „Frauen, Kindern [...] ohne Grund und Legitimität“.

Mittlerweile hat sich der Ton sogar drastisch verschärft. Ein Waffenembargo wird ins Spiel gebracht, während gleichzeitig die Sicherheit Israels als hohes Gut angepriesen wird. Wie soll sich der jüdische Staat ohne Waffen verteidigen?!

Der jetzige Versuch, die öffentliche Ordnung durch eine anti-israelische Position aufrechtzuerhalten, scheitert auf allen Fronten. Die Sicherheitslage für Jüdinnen und Juden verschlechtert sich und Universitäten werden zu einem neuen Kriegsschauplatz.



Macrons Abwesenheit bei einem Marsch gegen Antisemitismus blieb nicht unbemerkt. Nach der für Macron verlorenen Europawahl und den angekündigten Parlamentsneuwahlen formierte sich schnell das linke Bündnis Le Front Populaire. Oberstes Ziel war die Verhinderung von Marine LePen. Dominiert wurde dieses Bündnis durch eine Partei: „La France insoumise“ (LFI).

Bei den vorgezogenen Parlamentswahlen stellte sie knapp die Hälfte der Kandidaten für das neue Bündnis. So dauerte es nicht lange, bevor der Abgeordnete Porte (LFI) dem israelischen Olympiateam eine besondere Behandlung zukommen ließ. Er skandierte öffentlich, das israelische Team sei unerwünscht. Die israelische Fahne und Hymne solle nicht gezeigt werden. Der Vergleich mit dem Diktator in Moskau durfte zuletzt auch nicht fehlen. Eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Ifop im Auftrag des American Jewish Committee ergab, dass mittlerweile 92 % der französischen Juden die Meinung teilen, dass Mélenchons Partei den Antisemitismus weiter befeuert. An Frankreich sollten wir uns als gesamtdeutsche Gesellschaft kein Beispiel nehmen. Im Gegenteil, wir sollten jeder Form des Extremismus frühzeitig offen den Kampf ansagen und keine Antisemiten in unser Parlament wählen.

Ist es der deutschen Bundesregierung ernst mit dem Erhalt jüdischen Lebens in Deutschland und Europa,

**so muss es ganz klar heißen:
Keine Toleranz für Intoleranz!**



Lehrer mit nachholbedarf: mein tiktok-lehrer.

Zum Glück bin ich raus aus der Schule, doch das vergangene Jahr lässt mir keine Ruhe. Wie konnten Lehrer falsche Informationen verbreiten, und welchen Einfluss hat das auf die Meinungsbildung zur Politik in Deutschland oder Israel? Der 7. Oktober und die Folgezeit zeigten mir, wie schnell sich Israelhass und Falschinformationen verbreiten können.

Lehrer empfanden den Nahostkonflikt als „zu kompliziert“ für den Unterricht.

Mein Geschichtslehrer konnte auf die Frage, ob Israel ein Apartheidstaat sei, keine Antwort geben und zitierte stattdessen eine unregulierte chinesische Social-Media-Plattform, die die Rhetorik terroristischer Vereinigungen nutzte. Statt auf Fakten zu setzen, wurden falsche Informationen verbreitet. Gleich am ersten Schultag nach dem größten Massaker an Jüdinnen und Juden seit dem Holocaust hatte ich eine schlechte Vorahnung.

In der ersten Schulstunde nach den Ferien, die ich voller Sorge um meine Freunde und Verwandten in Israel verbracht hatte, hörte ich von Mitschülern, der Angriff der Hamas sei gerechtfertigt. In Nordrhein-Westfalen sollten Schüler für den Nahostkonflikt sensibilisiert werden, doch viele Lehrer konnten kaum etwas beitragen.

Der Bildungsstand zum Nahostkonflikt ist erschreckend. Besonders israelbezogener Antisemitismus, der Jüdinnen und Juden in Deutschland bedroht, wird oft als „legitime Israelkritik“ verharmlost.

An meiner Schule waren Beleidigungen gegen „Zionisten“ alltäglich,

An meiner Schule waren Beleidigungen gegen „Zionisten“ Alltag, viele Lehrer reagierten nicht darauf, viele Lehrer reagierten nicht darauf. Den meisten Lehrkräften fehlte die Kompetenz, Themen wie Zionismus, der oft ohne Erklärung als negativ dargestellt wurde, richtig anzusprechen. Die Verbindung von Antizionismus und Antisemitismus blieb und bleibt vielen unklar.

Bund und Länder müssen den Umgang mit dem Nahostkonflikt an Schulen neu bewerten. Es reicht nicht, das Thema in den Lehrplan zu setzen; es muss faktenbasiert und ohne problematische Quellen vermittelt werden. Zukünftige Lehrer sollten über Antisemitismus informiert sein, und bestehende Lehrkräfte sollten verpflichtende Workshops zum Thema „Israelbezogener Antisemitismus“ erhalten, um auf antisemitische Äußerungen reagieren zu können.

Ich appelliere an die Kultus- und Bildungsministerien: Eure Verantwortung ist gefragt!

Auch Lehrkräfte, die sich gegen Diskriminierung und Antisemitismus stellen, müssen diese Haltung ernst nehmen. Besonders ein Erdkundelehrer, der seine Fehler bei Rassismus und Antisemitismus nicht einsehen wollte, beurteilte mich öffentlich bei unserem Abiball, obwohl ich nie Kontakt mit ihm hatte. Bis heute danke ich ihm für diese Worte. Mein Einsatz gegen Hass und Diskriminierung an der Schule war offenbar ein „traumatisches Erlebnis“ für ihn. Natürlich durfte er weiter unterrichten, denn das Wort „Konsequenz“ ist an unseren Schulen ein Fremdwort.

**Es ist KURZ vor zwölf.
Noch ist es nicht zu spät,
die Zustände zu ändern.**

Glenn Trahmann



von bayerischem hochmut.

Auch in Bayern wird Antisemitismus an Universitäten häufig als lokales Phänomen gebrandmarkt, das, wenn überhaupt, nur in anderen Millionenstädten Deutschlands ein Thema ist. Um diese Behauptungen zu falsifizieren, braucht man sich eigentlich bloß vor eine beliebige Hochschule im Freistaat zu stellen:

Wenn keine sichtbaren Hasstiraden gegen Jüdinnen und Juden schon vor dem Unigebäude stattfinden, so lohnt es sich auch hier, eine geisteswissenschaftliche Veranstaltung zu besuchen.

In diesen Vorlesungen und Seminaren ist die Wahrscheinlichkeit besonders groß, dass jede noch so entfernt scheinende Theorie mit roher Gewalt auf den Nahostkonflikt übergestülpt wird, um Israel zu dämonisieren.

Und dennoch: Immer wieder schwärmen bayerische Politikerinnen und Politiker von „unseren bayerischen Zuständen“ – auch in Bezug auf Antisemitismus. Hier müsse man sich nicht wie in Berlin fürchten. Dass aber in der eigenen Landeshauptstadt das am längsten stehende antisemitische Camp Deutschlands über sechs Monate den Lehrbetrieb der Münchener Universitäten stören durfte, wird verschwiegen. Ein Camp, von dem die Süddeutsche Zeitung titelt, dass hier mutmaßliche Hamas-Mitglieder auf Studenten zugeschnittene Workshops halten durften.

Vielerorts vergessen viele nichtjüdische Personen, besonders aber Politikerinnen und Politiker, dass Antisemitismus auch außerhalb von Berlin stattfindet.

Passend dazu schwärmt am **07. Oktober** der Politiker, der diesen bayerischen Hochmut verkörpert, wie kein Zweiter von seinem Bundesland: Hier hätte keine Gegendemonstration zum Gedenken der Hamas-Opfer stattgefunden.

Tatsächlich gab es eine, aber von jemandem, der nur zum Gedenken erscheint, um Floskeln zu reproduzieren und danach direkt wieder geht – von dem kann auch nicht verlangt werden, sich mit solchen Nichtigkeiten abzugeben.

Und während all' das im wunderschönen Bayern passiert, verfasst Hubert Aiwangers Bruder ein weiteres Flugblatt, demonstrieren Antisemiten auf dem Geschwister Scholl Platz und sehen sich – parallel zu Jana aus Kassel – als die Weiße Rose von heute.

Im Grunde haben die Politikerinnen und Politiker ja auch Recht. Wir haben keine Berliner Zustände. Bei uns herrschen bayerische Verhältnisse.

Ron Dekel ist in Israel und Bayern aufgewachsen. Er studiert an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München und engagiert sich als Vorstandsmitglied im Verband jüdischer Studenten in Bayern.



lady liberty press.



Titel:
Curare: Hands that Care, 2022

Nina Prader
Lady Liberty Press
www.ladylibertypress.org



ZOYA CHERKASSKY-NNADI, *THE KIDNAPPED CHILDREN* 7 OCTOBER 2023, AUS DER *THE 7 OCTOBER 2023 SERIES*

© COURTESY OF THE ARTIST AND ROSENFELD GALLERY, TEL AVIV

soziales

Die ukrainisch-israelische Künstlerin Zoya Cherkassky-Nnadi (*1976) verarbeitet in ihrer jüngsten Werkserie den brutalen Angriff der Hamas und die damit unweigerlich verbundenen Massaker und Geiselnahmen am 7. Oktober 2023. Eine Künstlerin, die durch ihre Bildsprache historische und emotional aufwühlende Themen zusammenführt und aktueller Zeitgeschichte Ausdruck verleiht. Cherkassky-Nnadi's Arbeiten sind auf Instagram unter ihrem Account [@cherkassky](https://www.instagram.com/cherkassky) zu finden. Große Empfehlung!

Empfehlung, Anne Biegler

mirna funk.

im gespräch mit richard ettinger

Mirna Funk, Berliner Autorin und Journalistin, ist gerade auf Lesereise in Deutschland und empfängt mich mit weit geöffneter Tür in ihrer Wohnung in Mitte. Während ich mein Handy am Stativ befestige, macht Mirna sich fertig. Alles sitzt an ihr. Die drei Ketten, das grüne halbdurchsichtige Oberteil, welches das Smaragdgrün ihrer Augen aufleuchten lässt und die blutrot manikürten Fingernägel. Kaum zu glauben, dass diese Frau noch vor weniger als 24 Stunden auf ihrer Lesung von aufgebracht Protestierenden als Kindermörderin und Genozidunterstützerin bezeichnet wurde. Polizeischutz ist aus ihrem öffentlichen Leben nicht mehr wegzudenken. Mirna streitet gerne und nimmt kein Blatt vor den Mund, wenn sie ihre neue Wahlheimat Israel verteidigt. Am 7. Oktober war sie in Berlin und das Unverständnis in der deutschen Gesellschaft über die Rolle Israels in der neuen Zuspitzung des Konflikts war einer der Gründe, weshalb sie Alija machte und mit ihrer Tochter nach Israel emigrierte. Wir sprechen über Regeln und wann es in Ordnung ist, diese zu brechen, Walter Benjamin, weshalb Deutschland mehr auf tote als lebende Juden steht und was ihr Rat an junge Jüdinnen und Juden ist. Auf die Frage hin, wie es sich wieder anfühlt in Deutschland zu sein, antwortet Mirna, dass es kalt sei und ich verstehe, dass sie nicht nur die 20 Grad Unterschied zu Tel Aviv meint.

Richard: Wir haben einige Fragen zusammengestellt, an denen sich die ganze

Redaktion beteiligt hat. Aber erst einmal vorab: Wie ist es aus Israel kommend, wieder hier zu sein?

Mirna:

Kalt, mir ist kalt. Ich habe erstmal meine Heizung überall auf fünf gestellt, als ich gestern angekommen bin und habe im Hoodie geschlafen. 20 Grad Unterschied machen viel aus. Ich muss wirklich sagen, dass ich es super traurig finde. Ich bin ja Berliner, geborene Berliner und komme aus dem Osten. Ich bin hier aufgewachsen (Mirna berlinert). Und ich habe einfach so krass den Kontakt zu meiner Heimatstadt verloren, also nicht, weil ich in Israel lebe, sondern weil ich diesen Kontakt einfach zu dieser Heimatstadt verloren habe. Den habe ich schon etwas länger verloren und natürlich seit dem 7. Oktober auf eine Weise, dass ich auch gar nicht weiß, wie ich den wiederherstellen soll. Ich behalte aber trotzdem natürlich meine Wohnung und bin auch immer noch hier und ich weiß auch, dass sich das irgendwann ändern kann. Ich bin alt genug, um zu wissen, dass innerhalb von zehn Jahren viel passieren kann, aber gerade ist es nicht so, dass ich mich freue, hier zu sein.

Richard: Ich verstehe, okay, zum Zeitpunkt des 7. Oktobers warst du aber in Deutschland richtig? Wie hast du den Zeitpunkt wahrgenommen? Wie war das für dich?

Mirna:

Ich glaube, wie für die meisten Jüdinnen und Juden, vor allem in der Diaspora. Ich war irgendwie über Wochen 24/7 nur am Telefon und habe das alles wie in einem Film erlebt, und das war auch ein Grund, warum ich dann drei Wochen später direkt nach Tel Aviv geflogen bin. Weil diese Ereignisse des 7. Oktober einfach nur über das Display zu erleben, fand ich extrem irritierend und befremdlich und auch gruselig und habe das kaum zusammenbekommen, auch emotional nicht. Und als ich dann Ende Oktober übergeflogen bin nach Tel Aviv, in eine Stadt, die ich ja total gut kenne und wo ich den gesamten Sommer '23 verbracht habe, merkte ich, wie sehr sich alles verändert hatte. Die Stadt war still, einsam, gebrochen. So wie sich Juden eben drei Wochen nach dem 7. Oktober fühlten, und das hat mir aber dabei geholfen, diese Ereignisse besser zu integrieren, also emotional zu integrieren.

Das ganze Interview findet ihr auf [instagram.com/edamagazin](https://www.instagram.com/edamagazin)



jüdin berät jüdin.

SABRA steht für Servicestelle für Antidiskriminierungsarbeit, Beratung bei Rassismus und Antisemitismus. **Katja Kuklinski** ist jüdisch und arbeitet dort als Beraterin. Zusätzlich zu den Einzelfallberatungen gibt sie Workshops und Fortbildungen für verschiedene Organisationen.

Als Beraterin kann man sie und ihre Kolleg:innen unter sabra.beratung@jgdus.de oder +49 211 469 126 26 erreichen. Antisemitische Vorfälle können bei der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus (RIAS) unter:

<https://www.report-antisemitism.de/report/> gemeldet werden.

„Danke! Vielen Dank, dass Sie mir geholfen haben.“ – Nach dem zweistündigen Gespräch legt Frau Y. auf. Ihrem Sohn Ben wurde in der Schule der Button mit dem Davidstern vom Rucksack gerissen, und er selbst als „Kinderermörder“ beschimpft. Am Tag darauf rief seine Mutter bei uns an und suchte verzweifelt nach Unterstützung. Als Antidiskriminierungsberaterin bin ich für Frau Y. da, höre zu, kläre ihre Bedürfnisse und bespreche Handlungsmöglichkeiten. In diesem Fall wenden wir uns an den Schulleiter Herrn W., um eine Aufklärung der Situation und Maßnahmen gegen zukünftigen Antisemitismus zu fordern. Gelingt die Aufarbeitung mit Herrn W. nicht, nehmen wir in solchen Fällen Kontakt mit der nächsthöheren Stelle auf, um Druck auf die Täter:innen auszuüben. Ziel ist immer der Wunsch der Klient:innen. Das heißt: Meine Arbeit ist parteilich. Und das ist sehr wichtig, denn gerade Betroffene von Antisemitismus fühlen sich, insbesondere bei israelbezogenem Antisemitismus, oft gegaslighted.

Als ich bei SABRA angefangen habe, dachte ich, meine eigene jüdische Identität würde kaum eine Rolle spielen. Doch je länger ich diesen Beruf ausübe, desto mehr kann ich aus meiner Perspektive für die Beratung anderer jüdischer Menschen ziehen: das Verständnis für die Kultur, meine Biografie als Konti oder Russisch als Muttersprache. Eine Ausbildung gibt es nicht, viele Fähigkeiten kommen learning by doing hinzu. Wichtig ist eine starke Frustrationstoleranz. Denn weder juristisch noch gesellschaftlich gibt es funktionierende Strukturen, um Antisemitismus zu verhindern, aufzuarbeiten oder zu verfolgen. Dagegen hilft gesunde Abgrenzung: nach Feierabend klappe ich den Arbeitslaptop zu, schalte mein Handy aus und melde nur noch Vorfälle bei RIAS, wenn sie mir direkt vor meine Nase springen. Wenn ich dann wieder im Büro sitze, habe ich so die Stärke, Frau Y. zu unterstützen.



עם ישראל

we will

dance again



how antisemitism led me to art.



AT THE WOZ
CIVIL RESISTANCE THROUGH ART



full artikel about
WOZ ART page: 26

עם ישראל

kultur



WIE JUDIS UND IHRE ALLIES MIT
EINANDER TANZEN, WENN ES
AUF DER WELT KEINEN
ANTISEMITISMUS MEHR GEBEN
WÜRDE

Memle, 2024, Anne Biegler

kunst zwischen ihra und pacbi.

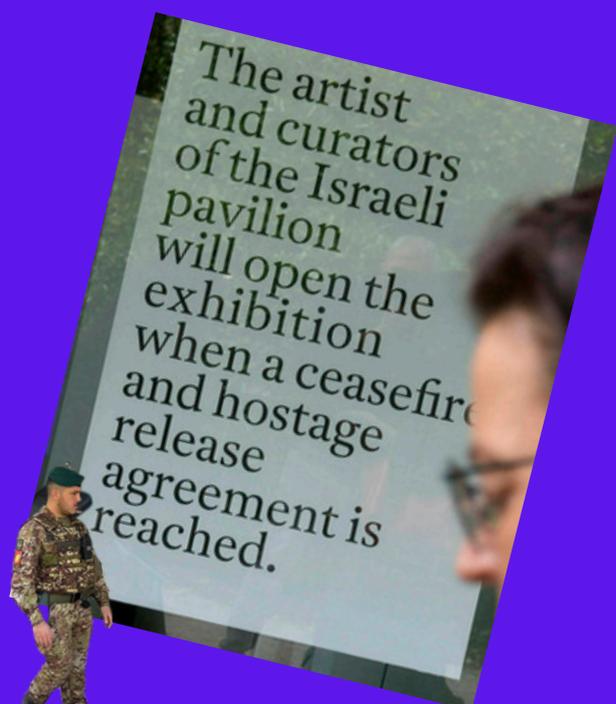
Maya Roisman ist EDA-Redaktionsmitglied und arbeitet zu Themen zwischen Antisemitismuskritik, Politik und Kunst.

Im deutschen Kulturbetrieb herrschen Gleichzeitigkeiten. Unter dem Titel „stiller Boykott“ veröffentlichte Deutschlandfunk Kultur zum Jahrestag des Hamas-Massakers einen Beitrag mit Stella Leder vom Institut für Neue Soziale Plastik über die Ausschlussmechanismen deutscher Kulturpolitik gegenüber antisemitismuskritischen und israelsolidarischen Positionen.

Eine positive Entwicklung ist, dass Forschung und öffentlicher Diskurs israelbezogenen Antisemitismus und diesbezügliche Lehrstellen im letzten Jahr durch Publikationen wie „Judenhass im Kunstbetrieb“ und der Konferenz „Antisemitismus im kulturellen Feld“ an der Universität Stuttgart angegangen sind.

Doch die Bundestagsresolution zum Schutz jüdischen Lebens führte vor allem unter Kulturschaffenden erneut zu emotionalisierten Debatten – dass Israelkritik dadurch mit Antisemitismus gleichgesetzt und die Kunstfreiheit eingeschränkt würde. Dabei soll sie als Mittel gegen antisemitischen Ausschluss zum Einsatz kommen.

Ende September wurde ein Artikel über jüdische Künstler*innen in der Deutschen Welle veröffentlicht, die ebenfalls wegen ihrer „pro-palästinensischen“ Position in der deutschen Kulturszene ausgeschlossen sein sollen. Der BDA will 2025 eine Studie vorstellen, in der gezeigt werden soll, wie die Zensur von Israelkritik zu 83 Absagen von Künstler*innen führte und auch jüdische Positionen benachteiligte.



Dabei spielen vor allem die Einzelfälle eine Rolle. Gerade die Absage von Candice Breitz in der Stiftung Saarländischer Kulturbesitz wird retrospektiv als vorschnell kritisiert. Im deutschsprachigen Wikipedia-Bertrag der Künstlerin steht seit jeher auch der Begriff „jüdisch“ schon vor der Biografie. Diesen nutzt sie aktuell, um auf Instagram messianische Sekten als Verbündete im anti-zionistischen Judentum zu stilisieren. Obwohl sie Gegner*innen Unsichtbarmachung unterstellt, überziehen ihre Ausstellungsposter zu white face ganz Berlin.

Auf der diesjährigen Biennale in Venedig war die israelische Künstlerin Yael Bartana, deren Video „Germania“ auf Kontinuitäten des NS-Deutschland, Deutscher Schuld und Israel anspielt, im Deutschland Pavillon zu sehen. Währenddessen hielt Ruth Patir unter öffentlichem Druck von BDS-Befürworterinnen den Israel-Pavillon geschlossen.

Neben PACBI, dem „kulturellen und akademischen Arm“ der BDS-Bewegung, der sich gegen israelische Kunstakademien, Künstler*innen und Institutionen richten kann, wurde wegen „Deutscher Komplizenschaft“ international auch die Erweiterung „Strike Germany“ ins Leben gerufen. Nun entsteht eine Diskussion darüber, dass die amerikanisch-jüdische Fotografin Nan Goldin, die den Boykott der deutschen Kulturszene unterstützt haben soll, in einer Retrospektive der Berliner Nationalgalerie gezeigt wird. Sie gilt in der Kunst als feministische Ikone, die mit „Ballad of sexual dependency“ weibliche Lust und Liebe fotografisch dokumentiert.

Gerade durch die Löcher im Bundeshaushalt und Unsicherheiten in Bezug auf Kürzungen für die Kultur sind Forderungen nach Boykott und Zensur politische Waffen, die für Künstler*innen existentielle Folgen haben können.

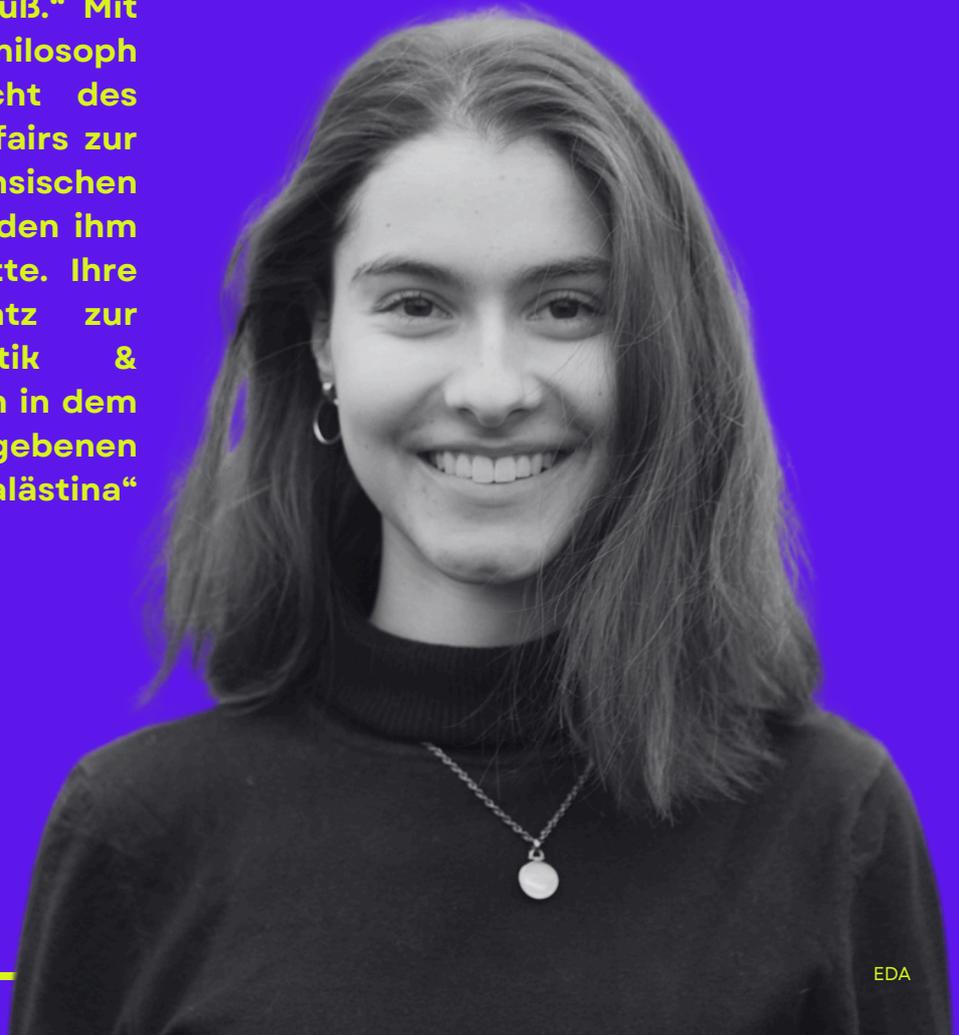
Im Kunstmagazin Monopol weigerte man sich indes, eine Spaltung des Kulturbetriebs im Nahost-Konflikt wahrzunehmen. Wie die amerikanischen Firmen während der US-Wahlen entscheiden sich die meisten Akteur*innen und Kulturinstitutionen am Ende des Tages für das für sie Profitabelste oder halten sich eben heraus.



„hass währt nicht ewig“.

– hannah arendt über palästina

„Es ist ein schönes, anständiges und großes Dokument. Zunächst wird es vermutlich mehr Juden als Araber überzeugen. Denn der springende Punkt (...) ist der Friedensschluß.“ Mit diesen Worten reagierte der Philosoph Karl Jaspers auf den Bericht des Institute for Mediterranean Affairs zur Lösung des palästinensischen Flüchtlingsproblems von 1958, den ihm Hannah Arendt übersandt hatte. Ihre Mitarbeit sowie ein Aufsatz zur „Amerikanischen Außenpolitik & Palästina“ von 1944 werden nun in dem von Thomas Meyer herausgegebenen Werk „Hannah Arendt über Palästina“ erstmals thematisiert.



Die Texte tragen zu einem Verständnis zur Haltung Arendts zu Israel bei, sondern sind auch treffend auf den Konflikt anzuwenden. Der Essay „Amerikanische Außenpolitik & Palästina“ zeigt, dass sie für die Errichtung eines Jüdischen Staates einstand, sich der Gefahren bewusst war und dass sie insbesondere die Rolle der USA beschäftigte. So schrieb sie, dass ein Jüdischer Staat nicht von den Amerikanern abhängig sein dürfe.

Eine solche Abhängigkeit Israels ist nicht eingetreten, obwohl in den letzten Monaten ersichtlich wurde, dass Israel auf Verteidigungsmaßnahmen angewiesen ist – was die Hoffnung Arendts auf ein freundschaftliches Verhältnis jedoch nicht in Abrede stellt. Zwar ist das Verhältnis seit dem 7. Oktober angespannt, die USA stehen jedoch weiterhin an Israels Seite.

Der Bericht des Institute for Mediterranean Affairs liest sich, als wäre er im letzten Jahr verfasst worden. Das Institut hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine Lösung des Friedens im Nahen Osten zu präsentieren. Neben dem Vorschlag, dass alle palästinensischen Flüchtlinge ohne Zwang entscheiden sollten, wo sie sich endgültig niederlassen wollen, wurde eine monetäre Entschädigung für Palästinenser und Juden ins Spiel gebracht. Um diese Pläne umzusetzen, forderte das Gremium die Einrichtung einer Rückführungs- und Umsiedlungsbehörde.

Allerdings erscheinen die Vorschläge zutiefst idealistisch. Zwar wird darauf eingegangen, dass bei einer Rückführung die Sicherheitsbedenken Israels einbezogen werden müssen, andererseits hätte der Plan nur mit Beteiligung aller arabischen Staaten umgesetzt werden können.

Dies scheint naiv.

Weshalb hätten sich Staaten, die Israel nicht anerkennen, beteiligen sollen? Arendt beschreibt bereits in ihrem Essay von 1944, dass die arabischen Staaten „sich bisher auf nichts haben einigen können als auf gemeinsame Feindschaft gegen das Jüdische Nationalheim in Palästina“. Außerdem stellte sich das Institut die Frage, weshalb den Palästinensern eine Aufmerksamkeit zugestanden wird, die anderen Flüchtlingen so nie zuteilwurde. Eines der Ziele war es, ihren Flüchtlingsstatus unter der UNRWA zu beenden, denn wer sich für immer vertrieben fühlt, wird auch für immer eine Abneigung gegenüber dem vermeintlichen Auslöser haben.

Damals gab es viele, die auf Gerechtigkeit und Frieden hinarbeiteten, und es gibt sie noch heute. Es besteht noch immer die Hoffnung, dass es Frieden und Versöhnung geben wird. Aktuell scheint es wie ein ferner Traum, aber wie es im Bericht des Institute for Mediterranean Affairs

so prägnant heißt: „Hass währt nicht ewig“.

Antonia Sternberger ist 25 Jahre alt und hat an der Universität Bonn Rechtswissenschaft studiert.



rosch hashanah.

geballte frauenpower zum neuen jahr!

Chiara Lipp ist Lehrerin, Doktorandin und Lehrbeauftragte (Mehrsprachigkeit, DaZ und jüdische Bildung).

Engagement bei Meet a Jew, EDA sowie im Religionsreferat der JSUD.

An Rosch Haschana feiern wir den Beginn eines neuen Jahres und gedenken der Erschaffung der Welt. Nichts steht mehr für das Hervorbringen von Leben als die Frau. Daher möchte ich an dieser Stelle zwei Frauen vorstellen, die sinnbildlich für den Beginn des Judentums, des Lebens und unsere Geschichte stehen. Zwei der vier Matriarchinnen: Sarah und Rivka.

Was einigt sie, und was können wir auch heute noch von ihnen lernen?

Sarah war die Ehefrau von Abraham und Mutter von Yitzak. Den Namen Sarah trug sie allerdings nicht von Beginn an, denn der Ewige änderte ihren vorherigen Namen Sarai (meine Prinzessin) zu Sarah (die Prinzessin). Dies ist bereits ein erster Hinweis auf die enorme Bedeutung, die sie nicht nur für einzelne Personen haben wird, sondern für uns alle.

Gemeinsam mit Abraham verbrachte sie ihr Leben damit, von Haschem zu berichten, was in Zeiten der Götzenanbetung enorm herausfordernd war. Bekannt war Sarah für ihre Schönheit, Gastfreundschaft sowie ihr Vertrauen auf den Ewigen. Dieses Vertrauen wurde belohnt: Noch im hohen Alter gebar sie ihren lang ersehnten Sohn (vgl. Goodman o.D.).



Rivka war die Ehefrau von Yitzak. Sowohl ihr Vater Bethuel als auch ihr Bruder Laban werden in der Tora und im Midrasch als durchtriebene und teils gierige Persönlichkeiten porträtiert. Im Gegensatz dazu steht Rivka, die durch ihr gutes Herz und ihre Selbstlosigkeit auffällt. Die Tora beschreibt unter anderem eine Begegnung mit einem Diener Abrahams, den sie aufopfernd versorgte. Auch Yitzak erkannte Rivkas Charakter sofort, heiratete und liebte sie sehr.

Das Ehepaar kämpfte jedoch mit Unfruchtbarkeit, und wie schon Sarah wandte sich Rivka mit Gebeten und Bitten an Haschem. Die schwierige Schwangerschaft, die mit der Geburt der Zwillinge Jakob und Esau endete, war begleitet von Ängsten, Selbstzweifeln und wiederkehrenden Gesuchen bei Weisen. Bekannt ist Rivka auch für die Unterstützung ihres Sohnes Jakob bezüglich des Segens, welchen Yitzak eigentlich an seinen Sohn Esau geben wollte. Durch einen Trick gelang es ihnen, den Segen an Jakob zu übertragen, was jedoch die Rivalität zwischen den Brüdern verstärkte. Aus Angst vor der Rache Esaus schickte sie Jakob zu ihrer Familie, obwohl sie zu dieser kein gutes Verhältnis hatte (vgl. Coopersmith o.D.).

Gutmütig, stark, selbstlos und gottesfürchtig – nur eine Auswahl der Eigenschaften, die unsere Matriarchinnen auszeichnen. Charakterlich so unterschiedlich und doch geeint in so vielem. Sie legten den Grundstein für das Volk Israel, gingen als Vorbilder voran und stellten sich Herausforderungen mit Stolz und unbändigem Willen. Sie beugten sich nicht vor ausweglos erscheinenden Lebenslagen und wussten stets, dass der Ewige Großes mit ihnen vorhatte. Vor allem in diesen Zeiten, in denen sich Statements wie zu bewahrheiten scheinen, dürfen wir nicht



„Me too – unless you are a Jew!“

vergessen, wer wir sind und was uns auszeichnet!

Von Beginn des jüdischen Volkes an, über Generationen hinweg und bis heute lebten und leben unzählige Frauen, die genau diese Eigenschaften verinnerlicht haben.

Möge das neue Jahr voll von Gesundheit, Kraft, Stärke und Zusammenhalt sein – Shana Tova!



Coopersmith, D. (o.D.): Women in the Bible #2: Rivka. https://aish.com/women_in_the_bible_rivka/ (26.09.24)
 Goodman, S. (o.D.): Sarah of the Bible: The First Matriarch. Chabad.org. https://www.chabad.org/library/article_cdo/aid/112508/jewish/Sarah-of-the-Bible-The-First-Matriarch.htm (26.09.24)

is a religious jew practising art a propagandist by default?

„Jewish Art has always been perceived as a threat to the status quo, challenging what art, creativity and society can and should be. Through our existence and artistic endeavours, we provoke thought and inspire dialogue about art and philosophy. This very essence is why Jewish art has always been attempted to be suppressed by mainstream media. Jewish art was said to be propaganda by the elites, nowadays labelled as the work of “Zionists” -Alex Woz

Alex Woz is an Argentinian Jewish artist residing in the sun-drenched landscapes of California. But it is not always sunny in California... growing up in one of the most antisemitic cities on the West Coast. Alex's work prides a rich tapestry of Jewish symbolism, nothing short of transcendent. His art has found its way into global exhibitions, gracing platforms such as StandWithUs and Hillel International. Personally, I perceive Alex as a modern orthodox rabbi, a preacher of Jewish pride and resilience, articulating profound truths through the lens of creativity.

This brings us to a compelling controversy throughout history: is a religious Jew practising art a propagandist by default?

Alex tells us how he has been a direct target of this controversy, being politicised and rejected by galleries because of his Jewish motives, even though other comparable topics about gender, race and Afro-American issues were exhibited.

A walk through the corridors of history reveals that Jews were banned from pursuing art during the mediaeval era, yet religious themes permeated the artistic expressions of the day. Delving deeper into this controversy, we understand that Jews do not possess a traditional history of religious art, as it is forbidden to try to depict God by the Halacha.

Angelika Ginzburg Gurov



When Oppenheim, often regarded as the first Jewish artist who was allowed to study at the art academy, sought to represent Jewish culture and motives in his paintings, they were branded as tools of Jewish propaganda by the elite.

Before the era of enlightenment, Jews were perceived as lacking a culture of their own, branded as internationalists – a notion that resonates in contemporary discussions surrounding Israel.

These so-called internationalists were considered the architects of industrialization, and some would even go so far to argue that they evolved into the architects of capitalism. Alex's art challenges these historical narratives, inviting the viewer to reconsider the status quo and the complex interplay between identity, culture and expression in a world that often narrows down and blacklists the Jewish experience.



When I was 17 months old, I wiggled out of my mothers lap and began screaming for my father. “Da, Da,” I cried. My father left his place on the Bima, where he was giving a Kavannah in the Neilah service of Yom Kippur, and held me in his arms for the rest of the service.

When I was 32 years old, as I finally got on the bus outside the synagogue in Halle, Germany that was just attacked, my daughter, just 15 months old, upon seeing me, cried in delight. “Papa,” she cried, and I cried too, and our wrinkle in time was tinged with the spectrum of tragedy and delight.

It’s hard to believe that five years have passed since I stood in the Halle synagogue on Yom Kippur and my life changed forever. That day is simultaneously ever-present and like a vision from another world, a memory clouded by the haze of trauma.

But as hard as it can be to look back, sometimes looking forward can be even harder. I was attacked by a far-right extremist, and a far-right extremist party has now gained a plurality of the vote in Germany.

Are we safe here?

And if not, where can we go?

These are questions I asked myself five years ago on October 9th, and questions I ask myself today. And I don’t have an answer, but I do have hope. Because while many memories of that day are hazy, some memories are as clear as if they were today. I remember arriving at the hospital from the bus, and the staff who greeted us at the door, toys in hand for our young daughter. I remember the woman who played with her for hours. And I remember Dr. Hendrik Liedtke, who prevented others from interrupting our Neilah prayer, and who afterwards brought us all a beer, after I assured him it was Kosher.

Neilah is the conclusion and climax of the communal prayer on Yom Kippur

Last year, my wife, family and I returned to Halle for Yom Kippur. It was mostly uneventful. The prayers were lovely, the company was kind. And at the end of Neilah, in walked Dr. Liedtke with a crate of beer. As has become his custom, he now brings beer to the Halle community every year at the end of Yom Kippur. And as we sat together drinking our Lagers, he told me he’ll be back next year, and the year after that, and he’ll keep coming for as long as he can.

Today I urge you to try and find in your hearts a bit of hope. For thousands of years our people have hoped. And hope for a better world is perhaps our greatest act of resilience.

5 years since halle.

Jeremy Borovitz is the Rabbi and Chief Programming Officer for Hillel Deutschland.

Originally from New Jersey, he has previously lived in Poland, Ukraine, and Israel.

He lives in Berlin with his wife, Rabbi Rebecca Blady, and their three children.





Mein Name ist Julia, ich bin 22 Jahre alt und komme aus Bad Nauheim, in der Nähe von Frankfurt. Seit zwei Jahren lebe ich in Berlin und bin Teil von Olami Germany. Dieses Jahr durfte ich an zwei Reisen teilnehmen – im Juni nach New York und im August nach Thailand.

Um an den Trips teilzunehmen, war es erforderlich, etwa drei Monate lang wöchentlich eine Lernstunde (Shiur) zu besuchen. Die Themen umfassten Kaschrut, jüdische Werte und das Leben nach dem Tod. Eigene Interessen konnten eingebracht werden und schnell fühlte sich das Lernen wie ein Treffen mit Freunden an, das mir zum Ausgleich in der Woche sehr guttat.

Der Trip nach New York war für mich besonders bedeutend, da ich dort den bucharischen Teil meiner Familie in Queens kennenlernen konnte. Es war sehr bewegend, meine Verwandten zu treffen und so eine tiefere Verbindung zu meiner Herkunft zu spüren. Zusammen mit der Gruppe besuchten wir orthodoxe Familien, backten Challah und erkundeten Manhattan. Besonders beeindruckend war es, inspirierende Persönlichkeiten wie Harry Rothenberg und Ruchie Frier zu treffen und den heiligen Ohel des

Lubawitscher Rebbe zu besuchen, wo wir unsere Sorgen und Wünsche auf Zettel schrieben. In Thailand lag der Fokus hingegen auf Gruppenzusammenhalt und Spaß. Wir unternahmten Biketouren, Trekking, besuchten Bangkok und Chiang Mai, eine thailändische Schule und badeten mit Elefanten. Neben den vielen Aktivitäten kam der jüdische Input nicht zu kurz: Wir hielten Präsentationen zu Pirkej Avot und wandten Werte wie Chesed (Nächstenliebe) an, was uns als Gruppe noch mehr zusammenschweißte. Die Reise bot eine perfekte Kombination aus Inspiration und Unterhaltung.

Diese Erlebnisse haben mir gezeigt, wie stärkend jüdische Gemeinschaft weltweit sein kann. Gerade in schweren Zeiten gibt uns dieser Zusammenhalt viel Kraft.

Jules - Olami



Ich habe Caro beim Ackern in einem Salatfeld in Israel kennengelernt und sie Monate später online in der „Vogue Germany“ wiedergesehen – ist das Jewicy Couture?

Auf den ersten Blick passt das Salatfeld in Israel überhaupt nicht zu Jewicy Couture. Mit Jewicy Couture versuche ich, mit altmodischen Stereotypen zu brechen und popkulturelle Codes zu verwenden. Denn das Judentum kann sexy, frech und lustig sein.

Der Terroranschlag vom 7. Oktober hat, zumindest für mich, dem jüdischen Leben seine Selbstironie und Leichtigkeit geraubt. Deshalb war es mir wichtig, nicht nur zu Hause die Horrornachrichten durchzublättern, sondern vor Ort einen kleinen Beitrag zu leisten. Gleichzeitig habe ich dort wunderbare Menschen getroffen, neue Freundschaften geschlossen und trotz der schrecklichen Entwicklungen mein Lachen wiedergefunden. Mir wurde klar, dass wir trotz des Krieges und der zunehmenden antisemitischen Anfeindungen in unserem Land unseren Humor und unser vielfältiges kulturelles Leben nicht verstecken dürfen.

Was sind deine Lieblingselemente des liberalen Judentums?

Das wichtigste Element des liberalen Judentums ist für mich, dass wir alle gleich sind. Dass Frauen, Männer und queere Menschen willkommen sind und ihren Platz im Judentum finden. Als liberale Juden versuchen wir, Gleichheit im Gottesdienst und im jüdischen Alltag in der Gemeinde zu leben. Wir stehen in vielerlei Hinsicht noch am Anfang, und bei einigen Themen gibt es noch Verbesserungsbedarf, aber wir verschließen uns nicht dem Diskurs. Wir arbeiten daran, das liberale Judentum zu einer vielfältigen und bunten Heimat für alle zu machen.

Welche Jewicy-Weisheit gibst du uns auf den Weg mit?

Weisheit ist ein großes Wort. Ich wünsche uns als Community, dass wir in diesen schwierigen Zeiten unsere Freude am Leben nicht verlieren. Dass wir uns nicht verstecken. Wir müssen der deutschen Mehrheitsgesellschaft zeigen, dass es uns in all unseren Facetten gibt. Natürlich wird es immer graue Tage geben, aber an diesen empfehle ich Frittiertes und eine Portion Chuzpe.

**Gespräch zwischen
Angelika Ginzburg Gurov und
Caro von Jewicy Couture**

shabbat shalom.



laura cazés.

im Gespräch mit
richard ettinger

Laura Cazés studierte Psychologie und Sozialmanagement und leitet bei der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland den Bereich Kommunikation und Digitalisierung. Als Publizistin und Speakerin befasst sie sich mit der Diversität jüdischer Lebenswelten in Deutschland und deren Wahrnehmung und Einbezug in gesellschaftliche Diskursräume. Von 2017-2019 war sie im Vorstand der European Union of Jewish Students. 2022 erschien der von ihr herausgegebene Sammelband „Sicher sind wir nicht geblieben - Jüdischsein in Deutschland“ bei S. Fischer.

Laura ist meiner Ansicht nach einer der Grundpfeiler des jungen jüdischen Lebens in Deutschland. In unzähligen Online-Beiträgen setzt sie sich immer wieder gegen ein verzerrtes Narrativ über das Judentum ein. Ihre Workshops sind inspirierend, verändernd, augenöffnend. Als Mitgründerin des Jewish Women Empowerment Summit hat sie einer ganzen Generation die Fertigkeiten mitgegeben, sich als Frauen für ihre Religion und die eigene Identität einzusetzen. Viele Teilnehmerinnen haben auf dem JWES eine emanzipierte Stimme gefunden und sind daraufhin in unsere Redaktion eingestiegen. Ich kenne Laura schon seit vielen Jahren und schätze ihre Arbeit für die Community sehr. Den Workshop, den sie heute gegeben hat, habe ich vor 2 Jahren, als ich Mitorganisator für den Alumni Track der Jewrovision war, selbst mitgemacht. Fragen nach dem Ursprung zur Idee sowie Veränderungen seit dem 7. Oktober beantwortet mir Laura in einem Gespräch unter Freunden.

Richard:

Hi, Laura. Wir sind hier bei einem riesigen Event, der International Conference der Jüdischen Studierendenunion Deutschland in Frankfurt. Ich freue mich, dich hier zu haben. Wie geht es dir?

Laura:

Ganz gut. Also ich habe das Gefühl, dass wir alle gerade mit so einer angezogenen Handbremse auf diese Frage antworten. Auch in Abhängigkeit davon, ob uns jetzt eine jüdische Person fragt oder nicht. Wenn mich eine jüdische Person fragt, dann sage ich „Ach du, eigentlich ganz gut“. Weil ich sowieso davon ausgehe, dass die Person mir gegenüber das Gleiche oder etwas Ähnliches gerade fühlt oder durchmacht oder erlebt wie ich. Und wenn mich eine nichtjüdische Person fragt, dann habe ich häufig so das Bedürfnis, es nochmal einzuordnen, wie es mir so geht. Ja, also eigentlich ganz gut, weil du fragst.



Richard:

Okay, das ist dann mir zuliebe. Ich verstehe, aber ja, ich glaube, das haben wir alle gerade, dass es nicht einfach ist, dass wir bei vielen Sachen vorsichtig sind, wie wir uns ausdrücken, was wir machen, in welche Richtung es geht. Du hast heute einen Workshop gehalten zum Thema „Claim Your Space“. Ich habe diesen Workshop vor zwei Jahren auf der Jewrovision mitgemacht und fand ihn sehr, sehr gut und das, was ich gerade von den Participants gehört habe, hat meine Meinung nur bestätigt. Vielleicht gibst du uns einen kleinen Rundown, was du da machst, und dann gehen wir zur nächsten Frage über.

Laura:

Ich bin ja schon seit einigen Jahren für die ZWST tätig, aber ich war auch in vielen anderen jüdischen Organisationen aktiv. Wir machen in Kooperation mit der JSUD jedes Jahr den Jewish Women Empowerment Summit und ein Aspekt, der mir besonders wichtig ist, der mir auch wichtig war, hat mit der individuellen Wahrnehmung in gemeinsamen Räumen zu tun. Als ich mich damals für den Vorstand der European Union of Jewish Students aufstellen lassen, habe ich meine Kampagne „Claim Your Space“ genannt. Und mir war damals sehr wichtig, dass meine persönliche Herangehensweise immer eine ist, in der wir das Potenzial jüdischer Räume, wenn wir sie für andere schaffen, aus der Perspektive sehen – was brauchen wir? Ob das jetzt eher aktivistisch, politisch geprägte Räume sind oder eher sozial geprägte Räume. Was bräuchten diese Räume, damit wir auch kommen?

Also damit wir uns selbst auch willkommen fühlen, damit sie interessant und fordernd für uns sind, dass sie uns bereichern und dass sie eben über die Grenzen dessen hinausgehen, was wir als einen jüdischen Raum verstehen. Und ich glaube, in Zeiten wie diesen ist es wirklich besonders wichtig, nicht außer Acht zu lassen, dass wir weiterhin mit einer gewissen Kreativität und auch einer gewissen Selbstkritik an die Räume rangehen. So können sie mehr sein als nur Orte, an denen wir über das sprechen, was wir gerade in der Welt erleben. Es sollten Räume sein, in denen wir auch recherchieren können und in denen wir uns auch verbinden können, über eben die äußeren Herausforderungen hinaus. Und darum ging es heute.

Für mich persönlich ist es wahnsinnig interessant, Dinge zu lesen von Personen, die vielleicht noch nie einen Text geschrieben haben. Entweder für eine Zeitung oder ein Magazin oder vielleicht sogar auch auf einem Instagram-Post. Es gibt ein Setup, das den Autor dabei unterstützt und ich finde das großartig, dass es das EDA Magazin gibt. Als ich anfang zu studieren, gab es häufiger so Momente, da hätte ich mir gewünscht, dass es so was gibt.

sara klatt.

im gespräch mit richard ettinger

Sara Klatt habe ich das erste Mal auf einer Veranstaltung des israelischen Vereins „Zikaron Basalon“ kennengelernt, was auf Deutsch „Gedenken im Wohnzimmer“ heißt. Die Zeitzeugin Ruth Winkelmann war eingeladen. Ein Abend, an dem man sich verstanden gefühlt hat, weil man unter Menschen war, die dieselbe Geschichte, die gleichen Gedanken in sich tragen mit einem spannenden und mitreißenden Zeitzeugengespräch, Liedern auf Hebräisch zum Mitsingen und einer kontemporären Interpretation des Gedichts „Ich bin ein Stern“ von Inge Auerbacher, das ich zusammen mit EDA-Redaktionsmitglied Alex Krioukov vorgetragen habe.

Sara, die selbst bei „Zikaron Basalon“ ehrenamtlich mitwirkt, war genauso wie ich tief ergriffen von dem Abend. Wir kamen nach der Veranstaltung ins Gespräch und sie erzählte mir von ihrem Buch „Das Land, das ich dir zeigen will“. Mir war sofort klar, dass wir dafür einen Platz im nächsten EDA-Magazin finden müssen. Deswegen habe ich mich mit ihr heute, ein halbes Jahr später, in der Neuköllner Bar Bajszel getroffen, um mehr über die Entstehungsgeschichte und Saras Gedanken zu erfahren.

Es ist einer der ersten kalten Winterabende und Saras Glühwein duftet zu mir rüber. Wie bei nahezu jedem Gespräch in der vergangenen Woche tauschen wir uns mit Menschen aus der Bubble über die Ereignisse aus, die sich in Amsterdam zugetragen haben. Beide erschüttert, dass ausgerechnet in Amsterdam ein Pogrom ausgerufen wurde. Dem europäischen Zentrum, das für Weltoffenheit und kulturellen Facettenreichtum geschätzt wird. In der Stadt, in der schon immer die israelischen Maoz Falafel neben dem syrisch-libanesischen Schwarma Palace standen. Vor allem denken wir darüber nach, dass Amsterdam auch Berlin sein könnte und in vielerlei Hinsicht bereits ist.

Sara ist Fotojournalistin. Ihre Beiträge wurden bei allen großen israelischen Tageszeitungen veröffentlicht. Räume erschließen, darum ging es Sara in ihrer Arbeit. Doch sie hat oft bemerkt, dass das Magische und Unbekannte verloren geht, wenn es fotografiert wird. Die Kamera kann keine echten, intimen Momente einfangen, weil Menschen sich nicht mehr natürlich verhalten, sobald sie wissen, dass sie fotografiert werden. Texte hingegen wirken nicht sofort beeindruckend, weil sie komplizierter sind. Aber wenn jemand sie liest, können sie ganze Lebensgeschichten und besondere Momente genau und ausführlich beschreiben.





Wir schauen auf den Vorplatz des Bajszels. Eine Polizeistreife parkt im Halteverbot. Andrea, die heute hinter dem Tresen ist, weist mich auf die neuen Fenster hin. Immer wieder wurde das Bajszel in vergangener Zeit mit Hamas-Markierungen beschmiert; die Fenster wurden mit Steinen eingeworfen, sogar einen Brandanschlag hat es gegeben. Andrea zeigt auf das große Fenster gegenüber der Bar: „Den Ruß haben sie aber nicht wegbekommen“.

Saras Buch richtet sich gleichermaßen an eine jüdische und nicht-jüdische Leserschaft. Es geht ihr darum, die Komplexität des Landes darzustellen. Wer schon einmal in Israel getrampt ist, der wird sich hier sicherlich wiederfinden, denn die einzelnen sehr persönlichen Geschichten bauen sich wie eine Reise durch das Land auf. Der autofiktionale Roman berichtet darüber hinaus über Themen wie transgenerationales Trauma, die deutsche Vergangenheit, israelische Gegenwart, das Fotoarchiv in Tel Aviv und ungewöhnliche Milieus, wie der Techno Club in Jerusalem. Gerne hätte ich mehr Zeit mit Sara verbracht. Wir verabreden uns für ein weiteres Treffen zu einem unbestimmten Zeitpunkt, um tiefer in Saras Debütroman einzutauchen.

Das Buch ist bereits vor dem 7. Oktober fertig und editiert gewesen. Um ein zeitgemäßes Nachwort zu finden, hat Sara knapp vier Monate gebraucht, denn sie hatte das Gefühl, dass sie die Sprache wieder finden müsse. „Eine Sprache zu finden für etwas, wofür es keine Sprache gibt.“ Wir denken über Adorno und Paul Celan nach, die nach den traumatischen Erfahrungen der Shoa ähnliches beschrieben haben. Ihr Großvater hat die Shoa überlebt und ist 1948 nach Israel emigriert. Es scheint mir, als würde sie mit ihm zusammen seine traumatischen Erfahrungen verarbeiten und gleichzeitig unbewusst die Aktualität in „Das Land, dass ich dir zeigen will“ widerspiegeln.



jüdisch-muslimischer dialog 2024.

Am 29.09.2021 bei der Botschafter*innenschulung des Begegnungs- und Bildungsprojektes „Schalom und Salam“ in Stuttgart begann die Freundschaft von Furkan und Kiril. Mit dabei waren auch weitere geschätzte Mitmenschen wie Nilima Zaman (Gründerin von BIPoC+ Feminismen* - safe(r) space für BIPoC & Jüd:innen), Samuel Stern (Projektleiter in der Bildungsstätte Anne Frank) und Hanna Veiler (Präsidentin JSUD; VP EUJS). Seitdem leiten Furkan und Kiril (frei-)beruflich Workshops über Antisemitismus und Rassismus, engagieren sich in verschiedenen interreligiösen Projekten, aber gehen auch einfach gemeinsam auf Reisen, wo sie sich beide in Grund und Boden memen.

Furkan, wie hat sich deine bildungspolitische Arbeit seit dem 07.10.2023 verändert?

Ich denke, dass ich davor einen starken Fokus auf den Raum Deutschland gelegt habe. Rechtsextremismus und AfD sind natürlich immer noch relevant, aber Israel/Palästina oder transnationale Dimensionen von unseren Themen Antisemitismus und Rassismus nehmen mittlerweile einen großen Teil in meiner Arbeit ein. Es geht auch nicht um das eine oder andere, sondern dass wir dem allen gleichermaßen entgegenzutreten müssen.

Was ist an deiner Arbeit anders, Kiril?

Bei mir hat sich eine intensivere Sensibilität für die An- & Abwesenheit bestimmter Ausdrücke entwickelt. Ich merke bei mir selbst, dass ich öfter Menschen basierend auf den Begriffen, die sie gebrauchen, einordne. Dabei bemühe ich mich auch zu erinnern, dass niemand, inklusive mir selbst, frei von jeglichen Rassismen und (internalisierten) Antisemitismen ist. Eine Geduld für Meinungsunterschiede, die man nicht immer selbst zu verantworten hat (Stichwort Sozialisierung)

und welche nicht in Stein gemeißelt sind, sollten die Grundlage für eine Begegnung auf Augenhöhe sein. Denn die Weise, wie jemand über Israel/Palästina spricht (ausgenommen von ausdrücklichen Gewaltaufrufen/-rechtfertigungen), sollte nicht zu voreiligen, sogar abwertenden Schlüssen über unsere Mitmenschen führen. Seit dem 07.10. stelle ich deswegen mehr Fragen, was Menschen mit ihren Aussagen genau meinen.

Furkan, was ist ein „Erfolgsrezept“ für nachhaltig solidarische muslimisch-jüdische Zusammenarbeit?

Selbstreflexion, das Eingeständnis, dass man selbst auch antisemitisch oder rassistisch trotz eigener Betroffenheit sein kann. Demut, dass man nicht alles wissen kann und somit ein offenes Ohr für andere Perspektiven hat, und das Versprechen, dass unsere Werte für alle Menschen gelten und einen universalistischen Ansatz verfolgen.

Und deiner Erfahrung nach, Kiril?

So schwer es auch ist, muss man versuchen im Gespräch zu bleiben, da ein beidseitiger Rückzug der moderaten Stimmen extremistischen Gruppen die Wortführung überlässt. Wenn es schwer wird, erinnert auch daran und beruft euch auf eure geteilte Wertebasis, die ihr gemeinsam verteidigen wollt.

Schalom und Salam ;)

Furkan Yüksel & Kiril ליאור Denisov

P.S. Danke an Daniel Navon für die Idee diesen Beitrag zu schreiben!



der siebte oktober und seine folgen...

Reflexionen von Yasemin Soylu
Geschäftsführerin der Muslimischen
Akademie Heidelberg

Aktuell entsteht der Eindruck, dass man als Einrichtung, die versucht Brücken zu bauen, eigentlich nur verlieren und nichts richtig machen kann, wenn es um den 07. Oktober und seine Folgen für unsere Gesellschaft geht.

Leben wir doch in Zeiten, in denen Umfragen zufolge der Vertrauensverlust in unsere Demokratie und in unsere Medien so hoch ist, wie lange nicht mehr. In Zeiten, in denen viele Menschen in Deutschland – unter ihnen auch vor allem jüdische und muslimische Menschen – ihre Zugehörigkeit zu Deutschland stärker hinterfragen als je zuvor, weil der Vertrauensverlust in die hiesige Gesellschaft und Politik zu groß ist.

In Zeiten, in denen die Zahlen antisemitischer und antimuslimischer Hassgewalt erschreckend angestiegen sind. In Zeiten, in denen sich jüdische Menschen nicht mehr sicher fühlen in Deutschland und das Gefühl haben, ihr Jüdisch-Sein verstecken zu müssen.

In Zeiten, in denen muslimische Menschen so oft wie nie zuvor Hass und Gewalt erleben und wir Debatten über Abschiebung von Migrant*innen und schärfere Asylgesetze gegen Geflüchtete führen, weil sie für den Antisemitismus in Deutschland verantwortlich gemacht werden und er damit nicht mehr ein Problem der Gesamtgesellschaft ist.



Wir leben in Zeiten, in denen Dialoge abgebrochen werden und es keine Bereitschaft mehr gibt, einander zuzuhören. Und während der Krieg in Israel, Gaza und im Libanon hier in Deutschland immer wieder vermeintlich als Konflikt zwischen Muslim*innen und Jüd*innen, zwischen Israelis und Palästinensern ausgespielt wird, so betrifft es uns doch als ganze Gesellschaft, jede und jeden auf eine andere Art und Weise! Die Frage ist, lassen wir uns instrumentalisieren, sodass am Ende rechtsextremistische und menschenfeindliche Akteure das Feld dominieren?

Lassen wir es zu, dass wir die eine Form von gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit – Antisemitismus – meinen, mit der anderen Form – antimuslimischer Rassismus – bekämpfen zu können? Lassen wir es zu, dass der notwendige Schutz jüdischen Lebens einhergeht mit der Marginalisierung muslimisch-palästinensischer Perspektiven? Gesamtgesellschaftlich ist die Antwort für mich hier – leider – noch offen.

Dabei kann die einzige Antwort eigentlich nur sein: Wir müssen uns gegen dieses Auseinanderfallen stark machen!

Und versuchen – ganz vorsichtig – immer wieder den Blick auf unser Zusammenleben hier in Deutschland zu werfen und unserer aktuellen gesellschaftlichen Polarisierung etwas entgegensetzen. Und versuchen Räume des Nachdenkens, der Reflexion, des Diskutierens, vielleicht auch des Streitens zu öffnen – in welchen wir ehrlich miteinander darüber nachdenken, welche Folgen des andauernden 07. Oktobers für uns hier in unterschiedlichen Bereichen, aus unterschiedlichen Perspektiven spürbar sind.

Die gesellschaftlichen Diskurse der letzten Wochen und Monate zeigen, dass wir hier nicht immer einer Meinung sein werden, dass wir unterschiedliche Erfahrungen und damit auch unterschiedliche Perspektiven vertreten. Und deshalb wünsche ich uns weniger mutwilliges Missverstehen, weniger laut sein und aufrichtiges Zuhören – denn das ist heute alles andere als selbstverständlich!



jüdisch genug?



TAL studiert Journalistik, feministische Perspektive, nicht binär, mit jüdischen Bezügen

Ein jüdisches Urgroßelternteil reicht nicht, um jüdisch zu sein. Dachte ich. Bis zum 07. Oktober 2023. Danach ist der Antisemitismus in meinem Umfeld und auch im allgemeinen Diskurs so viel präsenter geworden, dass ich feststellen musste, das greift zu kurz. Besonders gemerkt habe ich das, als die Frage aufkam, ob ich auch an einer feministischen Demo teilnehmen wolle, auf der „Palästina Spricht“ eine Bühne geboten wurde.

Hier wurde besonders deutlich, dass das nicht nur gegen meine Prinzipien verstoßen würde, sondern auch aus persönlichen Gründen nicht in Frage kam. Für mich ging es um meine Familie, um die Geschichte von Verfolgung und Überleben. Darum Nachkomm*in zu sein. Um Verantwortung und Respekt gegenüber Familie und der jüdischen Community. Und nicht zuletzt darum, dass die eigene Sicherheit nur dann gegeben wäre, wenn ich nichts über meinen familiären Hintergrund erzählen würde.

Für mich war das der Punkt, an dem ich das in mir tief verankerte, aber oft stumm geschaltete Wissen, dass Antisemitismus mich auch betrifft, nicht mehr leise drehen konnte.

Der Grund, weswegen ich angefangen habe, immer mehr Räume zu meiden.

Es war auch die Erkenntnis, dass ich gerade ziemlich alleine war. Alleine mit dem Gefühl der Traurigkeit und der Verunsicherung, die der 07. Oktober 2023 ausgelöst hat. Und eben auch mit der Frage, wie ich damit und mit dem ganzen Antisemitismus umgehen kann. Zu viel, um damit klarzukommen, ohne Leute zu haben, die Ähnliches fühlen und eventuell mehr wissen oder mit denen man zusammen Perspektiven entwickeln kann.

Denn zu dem Zeitpunkt sind alle meine Bekannten und Freund*innen nicht jüdisch gewesen. Zwar gab es auch Solidarität, aber eben auch genügend Personen, die trotzdem zu der Demo gegangen sind. Oder die nichts gegen den Antisemitismus im eigenen Umfeld gemacht haben. Ein Luxusproblem, das ich mir nicht leisten konnte und wollte.

Die Realisation, dass ich nicht gojisch genug bin, um einfach an den gleichen Orten mit den gleichen Leuten weiter rumzuhängen, war hart. Plötzlich waren meine jüdischen Bezüge etwas, das in alle wichtigen Lebensbereiche rein gespielt hat. Studium. WG Suche. Politische Arbeit. Ein Verstehen dafür zu entwickeln, von etwas mehr betroffen zu sein als gedacht und dabei einfach weitermachen zu müssen, ist schwierig. Es ist ein trial and error, bei dem es dauernd neue Probleme gibt, ohne Zeit gehabt zu haben, mit den vorher fertig zu werden.

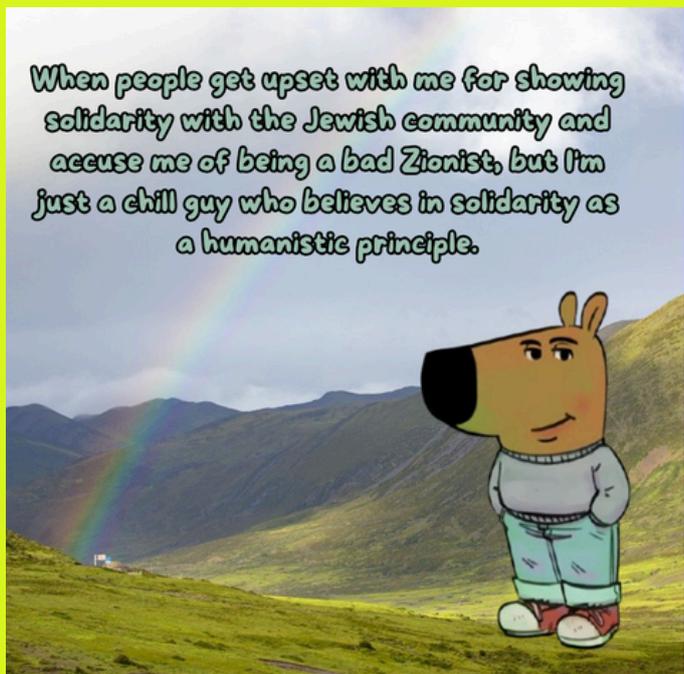
Kurz um: Ein Thema, das viele Menschen mit jüdischen Bezügen auf unterschiedliche Weise betrifft und worauf es keine eindeutige Antwort gibt. Für mich war das besonders relevant, seit meine nicht jüdischen safer spaces weggebrochen sind. Und sich mir vermehrt die Frage gestellt hat: Bin ich jüdisch genug, für jüdische safer spaces? Das Auseinandersetzen mit der eigenen jüdischen Identität und dem Umgang damit ist ein Prozess, der für die allermeisten Menschen mit jüdischen Bezügen früher oder später notwendig ist. Und vor allem etwas, mit dem sich die Meisten immer wieder auseinandersetzen. Tief einschneidender Antisemitismus ist dabei oft ein Faktor. Aber eben auch Dinge, wie Queerness als Mehrfachidentität und Faktor für Diskriminierung, innerjüdische Debatten und so viel mehr.

Was es für Menschen heißt jüdisch zu sein, jüdische Bezüge zu haben oder Nachfahr*in von Überlebenden der Shoa zu sein, kann sehr unterschiedlich sein. Es kann verschiedenstes Aufwachsen, Erfahrungen, Probleme und Privilegien mit sich bringen. Gleichzeitig gibt es auch viele Parallelen und selten ist jemand so alleine, wie anfangs gedacht. Ich denke, ein sichtbarer Austausch und Debatten sind sehr wichtig, um der Komplexität jüdisch geprägter Lebensrealitäten gerecht zu werden.



international students

When people get upset with me for showing solidarity with the Jewish community and accuse me of being a bad Zionist, but I'm just a chill guy who believes in solidarity as a humanistic principle.



Meme, 2024, Anne Biegler

„wir wollen eine plattform sein“



Im Gespräch mit **Richard Ulrich Ettinger (EDA)**
und **Sashi Turkof (Noodnik, Wien)**
Moderiert von **Hanna Veiler**

Hanna: Heute hab ich das Vergnügen, mit zwei Chefredakteur:innen im Gespräch zu sein. Nämlich mit Richard Ettinger vom EDA Magazin und mit Sashi Turkof vom Noodnik in Wien.

Es ist total aufregend, dass es immer mehr Magazine jüdischer Studierender in Europa gibt. Ihr beide wart jeweils in euren Redaktionen von Anfang an dabei und habt die Magazine mitgegründet. Wieso brauchen wir diese Magazine?

Sashi: Es gibt ganz viele Gründe. Der Noodnik hat in Wien ganz viele verschiedene Funktionen. In erster Linie ist so ein Magazin ein Sprachrohr. Der Noodnik gibt jungen Menschen die Möglichkeit, Themen zu verarbeiten und zu bespielen, die sie interessieren. Es hat vor allem einen Selbstermächtigungsmoment, weil wir selber entscheiden, worüber, wir sprechen können. Oft müssen wir in aktivistischen Kontexten reaktiv arbeiten. Beim Noodnik ist das anders. Es gibt immer einen Schwerpunkt und verschiedene Rubriken und es werden Themen besprochen, die nicht zwingend aus den Tagesnachrichten kommen müssen. Der Noodnik ist eine Plattform für junge Menschen, um auszudrücken, womit sie sich beschäftigen.

Uli: Bei uns überschneiden sich natürlich viele Themen. Auch wir wollen ein Sprachrohr für junge jüdische Studierende sein, die sich unapologetisch zu allen Themen äußern können, zu denen sie sich äußern wollen. Wir haben natürlich auch nicht-jüdische Autoren. Es geht einfach darum, ein Medium zu schaffen, online und im Print, um sich zu äußern, egal in welcher Form. Künstlerisch, visuell, in Form von Sachtexten oder Poesie. Alles ist möglich. Die letzte Ausgabe, die vergangenen März erschienen ist, hat sich natürlich zwangsläufig mit dem 7. Oktober beschäftigt.

Trotzdem ist von Dating, Kunst, Humor bis Politik alles dabei. Uns ist auch wichtig, internationale Stimmen abzubilden.

H: Was ist euch beiden denn wichtiger bei dieser Arbeit? Nicht-Juden zu erreichen und damit Bildungsarbeit zu leisten oder jungen Jüdinnen:Juden die Möglichkeit zu geben, sich kreativ auszutoben?

S: Das muss gar kein Widerspruch sein. Bei uns ist das ganz klar beides und eines profitiert vom anderen. In erster Linie ist der Noodnik und die Redaktion ein sozialer Raum. Wir treffen uns für Sitzungen, sind ständig im Austausch. Das ist eine tolle Möglichkeit, in die journalistische Arbeit einen Einblick zu bekommen. Die Releases sind auch Vernetzungstreffen. Sie sind immer offen für alle und wir arbeiten immer mit anderen Orgas zusammen, wie mit der Hochschüler:innenschaft der Wiener Unis. Wir wollen damit immer Leute reinholen in unsere Welt und ihnen etwas in die Hand geben.

U: Ich bin total bei Sashi. Das Gefühl, etwas aus der Bubble, einerseits für die Bubble, aber auch für die Mehrheitsgesellschaft zu machen, ist ein krasses Gefühl. Damit kann man das Narrativ umstrukturieren. Das Magazin, wie es heute ist, ist immer nur so vielfältig, wie die Redaktion selbst. Jeder bringt sein eigenes Judentum mit, seine eigene Geschichte und diese individuellen Erfahrungen und Perspektiven an die Mehrheitsgesellschaft zu bringen, ist unglaublich wertvoll. Ich hoffe auch, dass wir es irgendwann schaffen, das so unter das Volk zu bringen wie ihr in Wien, aber wir arbeiten dran!



H: Es ist total faszinierend, euch zuzuhören und macht richtig Spaß, weil man heraushört, dass da viel Leidenschaft hintersteckt. Aber zur Arbeit in Redaktionen gehört natürlich auch sehr viel Stress, Chaos, Deadlines etc. Deshalb stellt sich natürlich die Frage, was motiviert euch weiterzumachen?

U: Wir hatten vor Kurzem unser erstes Writers' Camp in Leipzig und haben mit neuen und eingesessenen Redaktionsmitgliedern gearbeitet. Was mich sehr beeindruckt hat, ist, dass wir gemeinsam Texte analysiert haben und alle mit ihren individuellen Blicken darauf, etwas anderes herausgelesen haben. Gemeinsam konnten wir eine volle Interpretation liefern. Das war so ein Moment, in dem ich gespürt habe, wie viel wir eigentlich gestalten können, was unmöglich wäre, würde auch nur ein Einziger fehlen.

S: Es gibt ja immer die Phase in der Redaktionssitzung, wo man den Seitenspiegel festlegt und entscheidet, was man dieses Mal erzählen soll. Meistens wird zwei Stunden lang herumdiskutiert und herumgeschrien und plötzlich hat man den Seitenspiegel fertig. Dieser Prozess ist immer einzigartig und macht mega viel Spaß. Natürlich müssen wir aber darüber sprechen, dass es nicht selbstverständlich ist, dass so viele Leute so viel Arbeit ehrenamtlich in diese Magazine stecken. Aber für uns ist das so wichtig, dass viele von uns trotz weiterer Ehrenämter ihre Zeit investieren. Wenn man am Ende das Magazin in der Hand hält, weiß man, es hat sich gelohnt.

H: Danke für die Einblicke. Es ist total krass, dass junge Menschen durch die Magazine die Chance bekommen, eine solche Plattform zu haben und etwas Eigenes zu gestalten. Apropos gestalten: Beide Redaktionen arbeiten gerade an den neuen Ausgaben, bei denen es auch einen Austausch zwischen Noodnik und EDA geben wird. Wollt ihr uns eine kleine Sneak Peak geben?

U: Die JSUD und die JÖH arbeiten ja an einigen Stellen bereits zusammen. Zum Beispiel haben sie beim Beginn des Angriffskrieges auf die Ukraine gemeinsam mehrere Tonnen an Spenden in die Ukraine schicken können. Deshalb hat es nur Sinn gemacht, dass Noodnik und EDA zusammenarbeiten. Wir haben jeweils einen Text vom Noodnik im EDA und vice versa und werden uns auch gegenseitig bei unseren Releasepartys besuchen. Zur neuen Ausgabe kann ich nur sagen: Es wird wild. Wir werden noch frecher und unapologetischer werden.

S: Der Noodnik wurde 2021 relaunched. Er besteht immer aus unterschiedlichen Rubriken mit immer neuen Schwerpunkten. Dieses Jahr ist der Schwerpunkt „(Post)Nazismus“ – aus gegebenem Anlass.

H: Leute, ich kann kaum erwarten, beide Hefte zu lesen. Danke euch für eure Arbeit und das Gespräch!



bruchim habaim!

NOODNIK

KOMMENTAR

Auf diesen zwei Seiten
besucht uns der Noodnik
aus Österreich. Natürlich
besuchen wir auch
den Noodnik

KEIN KRANZ VON ROSENKRANZ

Die FPÖ gewann zwar die Nationalratswahl, aber Herbert Kickl wird voraussichtlich nicht Teil einer Regierungskoalition – er ist zu rechtsextrem. Dafür hat nun das Parlament einen Burschenschafter mit Schmiss im Gesicht als Präsidenten: Walter Rosenkranz. Er ist selbstredend kein katholischer, sondern ein deutsch-nationaler Burschenschafter, so wie diejenigen, die kürzlich bei einer Beerdigung mit dem Singen des „SS-Treueliedes“ für Furore sorgten – und dafür von der JöH angezeigt wurden. Das war aber nicht die einzige Anzeige: Auch gegen Sucharit Bhakdi wurde aufgrund seines antisemitischen Geschwurbels eine Sachverhaltsdarstellung eingebracht. Da die Volkskanzler und Kellernazis der FPÖ aus Sicht der JöH ganz schön ehrenlos sind, gab es in den vergangenen Monaten viel Protest und kein Gedenken mit Rosenkranz.

Wie jedes Jahr erinnern wir am 9. November an die Novemberpogrome von 1938. Bei der offiziellen Gedenkzeremonie, die von der IKG veranstaltet wird, werden alle Vertreter:innen des Parlaments eingeladen: Alle, bis auf jene der FPÖ. Wieso dem so ist, muss hoffentlich nicht genauer erläutert werden.

Aufgrund der Ausladung von der offiziellen Gedenkzeremonie an der Namensmauer-Gedenkstätte im Ostarrichipark beschloss das „Libertas“-Mitglied Rosenkranz, mit überschminktem Schmiss eigenständig zum Mahnmal am Judenplatz zu gehen, um dort einen tatsächlichen Rosenkranz niederzulegen. Von der Ermordung von Jüdinnen und Juden hat er mit seinen Burschen sicherlich schon das ein oder andere Liedchen gesungen. Sein „Totengedenken“ fand bisher ausschließlich für SS-Veteranen und andere Nazis statt, die er als „Leistungsträger der Republik“ bezeichnete. Vielleicht hat er bisher auf die Juden vergessen, weil sich seine Burschenschaft noch 2011 zum Arierparagrafen bekannte?

Ein Rosenkranz, der Nazis ehrt, missbraucht den Gedenktag für seine eigene PR-Agenda? Wir sehen es als unsere Verantwortung, derlei zu verhindern und versammelten uns am Freitag morgen mit einer Gruppe jüdischer Aktivist:innen vor dem Mahnmal am Juden-

platz – und warteten. Denn Nationalratspräsident Rosenkranz überlegte für ganze zehn Minuten, ob er nun aus dem Auto steigen und zum Platz hingehen soll oder nicht. Mit kalten Füßen und Schweiß auf dem vernarbten Gesicht sammelte er schließlich Mut und machte sich auf den Weg. Alsbald er um die Ecke kam, bildeten wir eine Menschenkette um das Mahnmal herum und zeigten ein Banner mit klarer Botschaft: „Wer Nazis ehrt, dessen Wort ist nichts wert“.

„Durchsetzung nicht möglich“

Umgeben von Polizist:innen und zahlreichen Medien, stellte er sich direkt vor das Banner und wies seine Assistentinnen an, den rosigen Gedenkkranz der Republik in Position zu bringen, der sogleich hinter dem JöH-Banner verschwand. Auf seinen Versuch hin, mit einem „Wenn Sie gestatten?“ zum Kranz zu gelangen, wurde mit einem knappen „Nein.“ geantwortet. Sichtlich empört gab er den Polizeikräften den absurden Befehl, die protestierenden Jüdinnen und Juden für sein unerwünschtes Gedenken am Shoah-Mahnmal aus dem Weg zu räumen. Nach zaghafte Versuchen, den Befehlen des Obersturmkranzführers Folge zu leisten, erklärte die Polizistin: „Durchsetzung nicht möglich“.

Nachdem er von den Aktivist:innen wiederholt gebeten wurde, den Platz zu verlassen, startete er in angespannt-konzentrierter Manier sein Comeback: „Sie beleidigen mich!“, gab er fassungslos von sich. Darauf hingewiesen, dass er in einer burschenschaftlichen Festschrift den Nazi Hans Stich ehrt, der mindestens 45 Menschen umgebracht hat, verlor er die letzte Contenance: „Warum lügen Sie?“, ereiferte er sich und fuhr mit einer Drohung fort: „Wollen Sie es darauf ankommen lassen?“

Auch das lange Überlegen zwischen seinen Antworten half ihm nicht und so erklärte der zweitmächtigste Mann der Republik den friedlich Demonstrierenden: „Ich beuge mich Ihrer Gewalt“. Mit einem beleidigten „Auf Wiedersehen“ (hoffentlich nicht) begab er sich endlich unter Applaus auf seinen Walk of Shame.

Es ist maximal absurd, dass ein Burschschafter mit Schmiss im Gesicht und braunen Gedanken im Kopf die Nachkommen der Opfer von einem Shoah-Denkmal räumen lassen möchte, um einen unerwünschten Rosenkranz abzulegen. Wir haben ihm demgemäß keine Chance gegeben, unser Gedenken für seine Propaganda zu instrumentalisieren.

Mahnwache gegen „Volkskanzler“ und Kellernazis: Herbert Kickl hätte uns deportiert

„Wieder stehen die Juden hier. Sie stehen still und mahnen.“ schrieb die Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek über die Mahnwache gegen die FPÖ, die wir im September vor den Wahlen organisiert haben. Herbert Kickl, der aktuelle Vorsitzende der rechtsextremen FPÖ, titulierte sich selbst in seinem Wahlkampf als „Volkskanzler“, so wie es einst ein anderer vor ihm tat – nämlich Adolf Hitler. „Ich bin unter einem Volkskanzler geboren und ich möchte mein Lebensende nicht unter einem weiteren verbringen“ erklärte der Shoah-Überlebende Gerhard Pollak vor dem Burgtor, an dem die siebentägige „Mahnwache gegen Volkskanzler & Kellernazis“ der JöH stattfand.

Dieser Ort ist geschichtlich von hoher Bedeutung: Am 15. März 1938 versammelten sich mehr als 200.000 Menschen am Heldenplatz und begrüßten den Anschluss Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland mit Begeisterung, was für die 180.000 Jüdinnen und Juden den Beginn von Verfolgung und Vernichtung markierte.

Die FPÖ ist als Partei, die von schwer belasteten Nazis gegründet wurde, nicht nur Erbe des Hasses, sondern trägt weiterhin zur Pflege und Verbreitung nationalistischer und rassistischer Ideologien bei. Herbert Kickl, der Parteichef der FPÖ, verfolgt eine Politik der Ausgrenzung und Hetze gegen Minderheiten und Migrant:innen, möchte Staatsbürgerschaften aberkennen und wünscht sich Massendeportationen. Im Zuge der Mahnwache projizierten wir auf die linke Seite des Burgtors die Frage: „Hätte Herbert Kickl uns damals versteckt?“ und auf der rechten Seite die Antwort: „Herbert Kickl hätte uns deportiert.“ So leisteten wir über eine Woche entschlossen Widerstand gegen den zunehmenden Einfluss rechtsextremer und antisemitischer Kräfte.

Anzeigen sind raus

Manche liefen an der Projektion der Mahnwache vorbei und stellten sich die Frage, „Wer wohl die Lichtshow der Studierenden finanziert?“. Der bekannte Schwurbler Sucharit Bhakdi hat sich dazu besonders viele Gedanken gemacht, weshalb er sich bei einer FPÖ-Veranstaltung in der Lugner City erstlich um die Finanzen der JöH sorgte – oder war es doch nur eine weitere Verschwörungstheorie dieses antisemitischen Verschwörungstheoretikers? Doch das war längst nicht alles, denn Bhakdi bezeichnete die Corona-Maßnahmen als das „größte Verbrechen der Menschheit“ und fragte rhetorisch: „Wo und wann in der Geschichte der Menschheit ist an so vielen Menschen so viel Gewalt, körperlich, mental, verbal, angewendet worden?“ Mit diesen Andeutungen relativierte er die nationalsozialistischen Verbrechen, die in der Shoah gipfelten. Unsere Antwort auf seine Frage? „Anzeige ist raus!“

Doch dabei blieb es nicht. Die ständigen Einzelfälle der FPÖ zeigen, wie tief die braune Ideologie in der Partei verwurzelt ist. So sangen FPÖ-Spitzenfunktionäre bei einer Burschschafter-Beerdigung im September das nationalsozialistische SS-Lied „Wenn alle untreu werden“. Teil des Nazichors waren unter anderem die FPÖ-Nationalräte Martin Graf und Harald Stefan, der Parlamentsklub-Direktor Norbert Nemeth und der ehemalige FPÖ Nationalrat Johann Gudenus (der mit der Glock und dem Kokain aus dem Ibiza-Video!). Auch Gernot Schmidt von den neofaschistischen Identitären war dabei, um „vom heil'gen deutschen Reich“ zu singen. Auch hier klarer Fall: „Anzeige ist raus!“

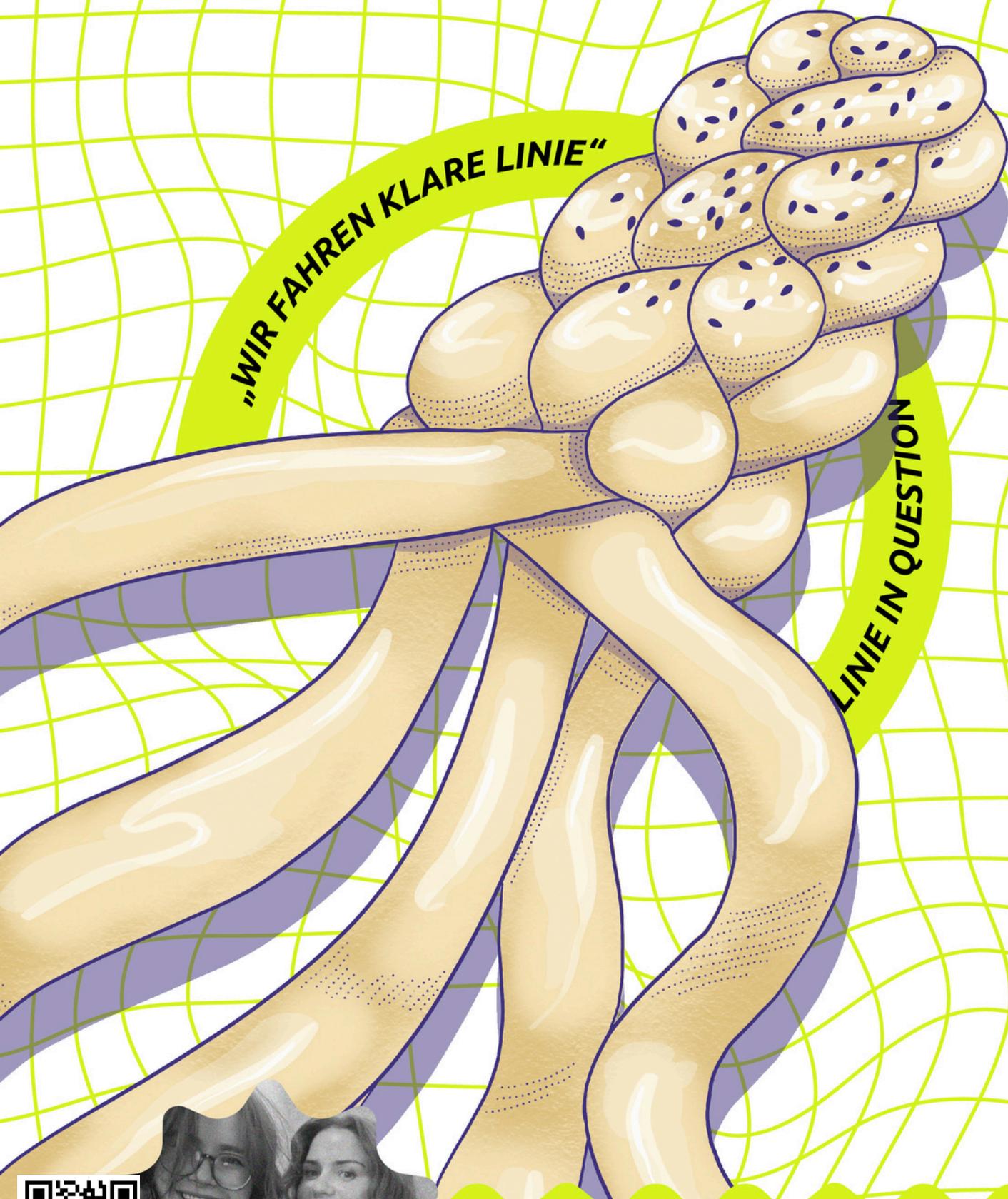
Gerade jetzt, wenn Antisemitismus und Rechtsextremismus erstarken, müssen wir entschlossen handeln, wachsam bleiben und Verantwortung übernehmen. Wir stehen weiterhin ein für eine offene, solidarische und demokratische Gesellschaft, in der Hass, Hetze und vor allem Nazis keinen Platz haben. Wir kämpfen weiter gegen rechte Ideologien – Anzeige für Anzeige, Aktion für Aktion. Denn eines ist klar: Aufgeben tut man nur einen Koffer.

JENNIFER LEVIEV

für den Vorstand der Jüdischen österreichischen
Hochschüler:innen

[5]

EDA



„WIR FAHREN KLARE LINIE“

LINIE IN QUESTION



Kochmaus und Kunstmaus – VEREINT!

Ana @russischraclette
Gurken-Enthusiastin und Rezi-Queen
mit Faible für korrekt eingeordnete
Roots von geilem Essen

Daria @iamdaria.ai
Design-Maus und Illu-Girly mit
Schwerpunkt auf Selbstironie,
Feminismus und Rants

YEVGENIY ich flieg
 über bergkämme,
 ich flieg über
 flusstäler BREYGER
 ich fliege über
 den mount-ICH und
 tauch durch nen
 FRIEDEN SPEICHELOZEAN
 OHNE es ist ein krieg
 in mir, der will
 mich ziehn KRIEG
 zieht aber andre
 GEDICHTE und ich denk
 mich nur KOOK denk hin

Empfehlung, Anne Biegler

special & lyrik

Autobiografisch, hochgradig emotional und wunderbar experimentell in seiner Sprache. Dieser Gedichtband des in Charkiw geborenen Lyrikers und Ingeborg-Bachmann-Preisträgers Yevgeniy Breyger (*1989) wurde 2023 veröffentlicht – als Ausdruck des Entsetzens und Zorns gegenüber der Gewaltverbrechen, die durch den russischen Angriffskrieg in der Ukraine anhaltend stattfinden.

Als russischsprachiger ukrainischer Jude findet Yevgeniy Breyger die Möglichkeit, die mehrfachen Traumata mit und durch Sprache zu (er)tragen.

Erschienen im Kookbooks Verlag

nie wieder mal wieder „nie wieder“

Ein Prosagedicht von
Alexander Tsyterer



Alexander Tsyterer, 21 Jahre alt, studiert Sensorik und Kognitionspsychologie an der TU Chemnitz. Er gründete gemeinsam mit anderen jüdischen Aktivisten in Ostdeutschland die Jüdische Allianz Mitteldeutschland, um das jüdische Leben in der Region zu fördern – von Religion und Kultur bis hin zur Politik – und ist mittlerweile ihr Vorsitzender. Seine Lyrik, sein entschiedener Einsatz gegen Antisemitismus und sein Engagement im Gemeindeleben sind Ausdruck seiner persönlichen jüdischen Resilienz angesichts der Herausforderungen in Sachsen, Deutschland und der ganzen Welt.



Ich will nie wieder mal wieder „Nie wieder“ hören, sehen und spüren.

Doch, wir erleben es, das „Nie wieder“ mal wieder.

Es lässt uns den „Nie wieder“-Schmerz aus den damaligen „Nie wieder“-Zeiten spüren. Wieder erleben die „Nie wieder“-Kinder und deren Nachfahren wieder mal das „Nie wieder“.

In neuen Formen, aber fußend auf alten Erinnerungen und Bildern.

Nie wieder mal wieder sollen die „Nie wieder“-Täternachfahren „Nie wieder“ skandieren, wenn sie wieder mal „Nie wieder“ zulassen, wegschauen und unterstützen.

Egal, ob durch ausgestreckten Arm, Soli-Faust oder einen getarnten Wolf im Schweigefuchs – ein „Nie wieder“ muss unmittelbar von den „Nie wieder“-Täternachfahren gegen alle „Nie wieder“-Formen eingesetzt werden.

Legt keine großen „Nie wieder“-Blumensträuße nieder an von euch ausgewählten „Nie wieder“-Tagen! Sie welken und können verschwinden wie eure Worte, wenn ihr mal wieder „Nie wieder“ zulässt. Legt lieber jeden Tag einen kleinen „Nie wieder“-Stein und vollbringt lieber eine Tat. Er ist massiv und beständig. Lasst ihn zusammen schrittweise zu einem großen Felsen wachsen, damit wir alle das „Nie wieder“ nicht mal wieder vergessen.

Doch einige „Nie wieder“-Täternachfahren wollen nie wieder, mal wieder über „Nie wieder“ sprechen und einen „Nie wieder“-Schlussstrich ziehen.

Sie sagen, man müsse nicht tausendmal wieder über „Nie wieder“ sprechen, sondern in die Zukunft schauen.

Ich finde die zwei Wörter „Nie wieder“ auch einfach grässlich. Doch ich kann nicht auf die Zukunft blicken, wenn wieder mal „Nie wieder“ passiert und die „Nie wieder“-Täternachfahren sowohl für uns als auch für sich selbst das „Nie wieder“ versprochen haben, damit es nie wieder passiert.

Für den eigenen Schutz und inneres Glück. Ich sitze da und schaue in die Ferne. Dabei frage ich mich selbst, wann wieder mal „Nie wieder“ passiert? Ich weiß es nicht. Eines weiß ich:

Ich will nie wieder mal wieder „Nie wieder“ hören, sehen, spüren, lesen oder schreiben.

Nie wieder mal wieder „Nie wieder“!



kugelsicheres glas.

wie war es für euch, ohne aufzuwachsen?

Früher habe ich mich nie anders gefühlt.
Mehr als eine Muttersprache – normal.
Zu Hause kein Deutsch – auch.
Eigenes Essen, Freunde von überall – immer.
Jüdisch sein – die Norm.

Kugelsicheres Glas in der Schule, Terroralarmübungen – jährlich.
Kippa wird verdeckt – Security kommt mit, Polizei steht täglich vor der Tür.
Ich mochte die Securitys, sie machten Saltos und spielten mit uns Fußball.

Erst viel später verstand ich, dass an unserer Normalität nichts Norm war. Dass sie uns erkaufte wurde, durch kugelsicheres Glas, Security und Polizei. Aufzuwachsen mit Kippot als Normalität hieß auch, aufzuwachsen mit der Normalität, dass Kippot versteckt gehören, sobald wir das kugelsichere Glas hinter uns lassen.

Mittlerweile weiß ich, dass nichts davon normal war. In der 11. Klasse, frisch auf meiner neuen Schule, erfuhr ich, dass es keine Terroralarmübung gibt – nur Feueralarmtraining. Ihre Normalität war, nicht zu wissen, was man im Falle eines Terroranschlags tun sollte. Mein Wissen, was man tun sollte, wurde zum Partytrick, der andere zum Lachen brachte.

Nach und nach wurde mir klar, dass meine Normalitäten jeweils nicht normal waren. Ich kannte es nicht, beweisen zu müssen, dass ich jüdisch bin, auch wenn ich nicht religiös bin. Oder Volkszugehörigkeit und Ethnoreligion zu erklären und mir anzuhören, ob es „problematisch“ sei, uns als eigenständiges Volk zu verstehen, weil das ja die Nationalsozialisten taten.

Plötzlich war es ein Privileg, aufzuwachsen in einer Normalität des kompromisslosen Jüdischseins. Als Freund*innen mir von ihrer „Schule ohne Rassismus“ und dem dort herrschenden blanken Antisemitismus erzählten, verstand ich, wie unnormal es war, die Frage nach Antisemitismuserfahrungen die längste Zeit mit „nein“ beantworten zu können. Bis auch ich das kugelsichere Glas verließ.

Alexandra Krioukov, 22, ist Vorstandsmitglied der Jüdische Studierendenunion Deutschland (JSUD) und studiert Rechtswissenschaft an der Humboldt Universität zu Berlin

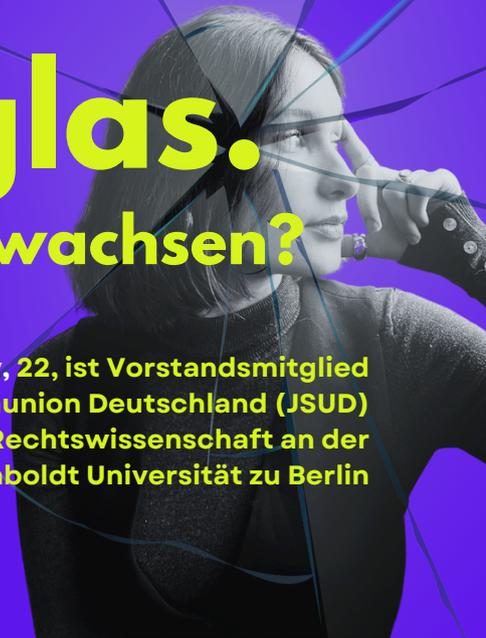
Ich habe mich nie unsicher gefühlt. Ich fand Panzerglas normal, und dass wir nicht hinausgehen mit Erkennungsmerkmalen. Dass ich Security beim Namen kenne und die Polizei täglich sehe, dass wir Terroralarm üben, besprechen, was passiert, wenn jemand Bomben in unsere Fenster wirft. Das war mir so vertraut, dass ich nie weiter darüber nachdachte, dass es für andere anders sein könnte.

Obwohl mir im Abstrakten bewusst war, dass es Menschen gibt, die mich und uns tot sehen wollen. Für mich war es so normal, dass mir nicht bewusst war, dass andere Menschen diese Bedrohung nicht kennen.

Die Geschichten der Tora sind eine Reihe von Erzählungen, die nur davon handeln, dass jemand uns vernichten wollte, und wir dennoch lebten und daher das Leben feiern. In der Schule lernten wir um die Mittel unserer industriellen Vernichtung und bei Ausflügen war immer klar, dass jemand dabei sein muss, um uns zu schützen. Und doch hinterfragte ich nicht.

Bis zum 7. Oktober. Mit all seiner Brutalität und Grausamkeit reihte sich der 7. Oktober doch in diese absurde Normalität ein. Unser Normal. Die Tatsache, dass sehr viele Menschen auf dieser Welt uns tot sehen wollen. Unsere Entmenschlichung wollen, weil sie uns als unwert ansehen. Dieser Tag ließ Realität werden, was wir lange bloß abstrakt kannten.

Und plötzlich wurde mir bewusst, dass es Menschen gibt, die aufwachsen, ohne das Wissen, gehasst zu werden. Dass es Menschen



gibt, die groß werden, ohne beigebracht zu bekommen, dass immer Menschen denken, es wäre besser, wenn du tot seist. Es ist so offensichtlich, und doch habe ich 21 Jahre gebraucht, um zu begreifen, dass es nicht normal ist, mit dem Gedanken aufzuwachsen, dass andere deine Existenz als ein Problem ansehen. Dass schusssicheres Glas, Polizei und Terroralarm nicht normal sind.

Es war das erste Mal, dass ich mich gefragt habe, wie es ist, nicht jüdisch zu sein. Wie es wäre, aufzuwachsen, ohne das Wissen um ein kollektives Gehasstwerden. Wie es wäre, wenn ein Pogrom, bei dem 1200 Menschen umgebracht, vergewaltigt und entmenschlicht wurden, nicht Teil meiner Normalität wäre.

Wie muss es sein, ohne das Wissen um kollektiven Hass aufzuwachsen? Fühlt man sich mehr als Individuum und weniger als Gemeinschaft? Schätzt man das Leben weniger, wenn man nicht weiß, dass es ein Wunder ist, am Leben zu sein? Teilt man die Welt weniger in Gut und Böse ein oder gerade mehr? Werden menschliche Abgründe weniger schockierend? Gibt es ohne das Wissen um das ewige Verfolgt werden ein Gefühl des Verfolger-Seins seiner Vorfahren oder ist diese Vorstellung einfach nicht präsent? Empfindet man sich als weniger wichtig, wenn einen niemand hasst oder gerade als berechtigter? Hat meine Erziehung, die mir erklärte, dass mich Menschen nicht für das hassen, was ich bin, sondern für das, was sie nicht sind, mich egozentrisch gemacht? Gibt es eine bessere oder andere Möglichkeit, einem Kind zu erklären, warum es immer bedroht sein wird, wie es schon seine Vorfahren waren? Bestimmt. Mussten sich die Eltern meiner deutschen Freunde nie mit dieser Frage auseinandersetzen?

Nie störte es mich, dass meine Normalität nicht die gesellschaftliche Normalität war. Doch dieses eine Mal hätte ich gerne gewusst, wie es ist, anders zu sein.

Ich würde gerne wissen, wie es wäre, wenn der 7. Oktober nicht Teil einer historischen Realität wäre. Wenn Inhumanität nicht Normalität ist. Wie ist es ohne kugelsicheres Glas?

Wenn auch ihr in einem ständigen Wissen einer abstrakten Vernichtungswürdigkeit aufgewachsen wärt, würdet ihr dann verstehen,

was für ein Wunder es ist, das erste Mal seit 2000 Jahren einen Staat zu haben, der uns verteidigt? Eine Armee, die für unser Leben und nicht für unseren Tod kämpft? Für uns ist der Vernichtungswille Normalität. Aber, dass wir uns verteidigen dürfen, verteidigen können, das ist das wahre Wunder. Das ist die Anomalie.



september

We've written so much about October. The day before, the week before, the life before. But what about September? How can events that took place a week later overshadow all that was?

September is when my new life started. Haunted by the past, mostly in the form of antisemitism, I've found my way into the land of milk and honey, (certainly the most expensive one).

I packed up my things and gave this country half a year to persuade me to stay. After six months, I'll definitely know whether it was the right decision. I would at least have some clarity, right?

After my first month in Tel Aviv, I was living on a cloud.

The significance and sweetness of this month was not immanent from the beginning.

When I experienced it, I already sensed how special it was.

It felt like the beginning of something great. It felt like a homecoming. Finally, everything made sense in life.

I was living the life of freedom and drinks, beach walks and eternal spring in Tel Aviv.



**a poem by
Lisa Michajlova**

Lisa Michajlova, former member of the JSUD board and regional director, decided to move to Tel Aviv for a semester abroad in September 2023. In this poem she reflects about her month before 7.10., the future and how we can move forward.





For the first time, I celebrated the high holidays in Israel.

I camped on the banks of the Jordan River, even though I don't own a tent, a car, or even enough knowledge to survive in the wild.

I slept on a bag of clothes and towels under a sky full of stars, ate from whatever dish we created together and kissed my girlfriend as if it was the most natural, Israeli thing to do.

I went to parties and got to know the nightlife. Tel Aviv, the biggest and brightest city of them all, still felt like a village to me every once in a while.

September was shaped by random meetings in the streets.

My friends and I lived hundreds of kilometres away from each other in Germany.

In Tel Aviv, the city's so small, it was so easy to meet them at the beach or bar.

September was the month of endless love, friends, and companionship. The month of amazing shabbat meals, fun with roommates and exploring the craziness of this treasure of a city.

End of September, I took what I assumed to be my last flight back to Germany for a while. I said my goodbyes and picked up the last of my belongings.

The moment I entered Ben Gurion's famous walk of passage through the airport, knowing I would come back on 4th of October, I knew: Ani habayta. I am home. I am here. And I am not leaving this place.

Little did I know that only 10 days later, I'll find myself at the same passage. Now, shelter signs everywhere, posters, shock, and confusion.

Oh September, sweet, bittersweet
September.

The honey of Rosh Hashanah, the sorrow of
Yom Kippur.

How could you have prepared me for this
journey?

Oh September, how could you introduce me
to this and then shatter it into pieces I didn't
even know existed?

Oh September, why are you my hope for a
world that can be sweet again?
And why do I get the feeling that it will never
be as it was.

September, you are gone forever, and so is
life before 7.10.



sei ein teil von

EDA

Wir sind das offizielle Magazin der JSUD, eine Community jüdischer Autoren*innen, Künstler*innen, politischer Aktiv*istinnen und Allies, die einen kreativen safer space geschaffen haben, um das jüdische Leben in all seinen Facetten zu feiern! <3

Wir haben die Köpfe zusammengesteckt, um eine wache, ehrliche und unzensierte Stimme zu emanzipieren. Völlig kostenlos, und durch Freiwilligenarbeit initiiert – eine Gruppe, in der man sich kreativ ausleben, bilden und zugehörig fühlen kann. Euch erwartet exklusiver Content von Creators, die ihre Arbeit pluralistischem Judentum widmen.

DU WILLST DABEI SEIN?

Du hast auch Ideen, Beiträge oder Vorschläge für die nächste Ausgabe des EDA-Magazins? Melde dich gerne bei uns unter der Mail eda.magazin@jsud.de und wir kommen auf dich zu!



edamagazin.de



IG

outro.

Art-Director/Layout:

Angelika Ginzburg
Alexandra Krioukov
Caro Laila Nissen
Maya Roisman

Lektorat:

Antonia Sternberger
Chiara Lipp

Resort Politik/Chuzpe:

Noam Petri (Vize-Präsident JSUD)

Meme Dealer:

Anne Biegler
ruth_lol

Gründerin EDA:

Hanna Veiler (Präsidentin JSUD)

Chefredakteur:

Richard Ettinger

Artists:

ALMEY
iamdaria.ai
Lady Liberty Press
Nina Prader
russischraclette
Woz Art

Autoren*innen:

Alexandra Krioukov, Alexander Tsyterer, Ana Romas, Anne Biegler, Angelika Ginzburg Gurov, Antonia Sternberger, Ariel-Salomon Gutman, Caro Laila Nissen, Chiara Lipp, Daria Katrinski, Enno Speer, Furkan Yüksel, Glenn Trahmann, Hanna Veiler, HILLEL, Jennifer Leviev, Jeremy Borovitz, Jules, Katja Kuklinski, Kiril ליאור Denisov, Laura Cazes, Lisa Michajlova, Maya Roisman, Mirna Funk, OLAMI, Noam Petri, Richard Ettinger, Ron Deckel, SABRA, Sashi Turkoff, Sara Klatt, TAL, Yasemin Soyly.



Nächste
Ausgabe
Frühjahr
2025!

ruth_lol